

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 2/1994



Inhalt

Dieter Planck	Editorial	45
Judith Breuer/ Gertrud Clostermann	Die Bauten im Stuttgarter Weißenburgpark: Zur Restaurierung von Marmorsaal und Teehaus	46
Harald Rosmanitz	Ein frühbarocker Kachelofen in Karlsruhe-Durlach, Amtshausstraße 11	60
Friedrich Jacobs	Die Grusen-Villa, ein Bau dokumentiert wirtschaftliche Prosperität	72
Andrea Bräuning	Zur Entstehung des mittelalterlichen Buchhorn (Friedrichshafen) – Ergebnisse der Vorbereitung des »Archäologischen Stadtkatasters«	76

Titelbild

Der Marmorsaal im Weißenburgpark Stuttgart. Blick auf die östliche Halbkuppel. Zustand nach der Restaurierung, Februar 1994. Zum Beitrag Judith Breuer/Gertrud Clostermann: Die Bauten im Stuttgarter Weißenburgpark: Zur Restaurierung von Marmorsaal und Teehaus.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsauschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlags- und Redaktionsbüro André Wais, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

Am 28. Februar 1994 trat nach knapp 17jährigem Wirken in der baden-württembergischen Denkmalpflege Professor Dr. August Gebeßler in den Ruhestand. Auf Vorschlag des für die Denkmalpflege zuständigen Wirtschaftsministers, Dr. Dieter Spöri, wurde ich von der Landesregierung zum 1. März 1994 als Leiter des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg berufen. Es ist mir ein besonderes Anliegen, die Leserinnen und Leser unserer Zeitschrift sehr herzlich zu begrüßen.

Die Leitung eines der bedeutendsten Denkmalämter in der Bundesrepublik, in dem beide große Aufgabenbereiche der Denkmalpflege, nämlich die Bau- und Kunstdenkmalpflege und die Archäologische Denkmalpflege, verankert sind, wurde damit zum ersten Mal in den letzten Jahrzehnten in Deutschland einem Archäologen übertragen.

Die Ernennung zum Präsidenten bedeutet für mich – auch wenn ich bereits lange Jahre für die Abteilung Archäologie des Amtes verantwortlich war – einen Neuanfang. In diesem Zusammenhang hoffe ich, daß die gemeinsamen Aufgaben, die vor uns liegen, in vertrauensvoller, kollegialer und wie bisher auch in freundschaftlicher Zusammenarbeit gelöst werden können.

Es ist mir offen gesagt nicht leicht gefallen, von einer Abteilung Abschied zu nehmen, die mir ans Herz gewachsen ist, und der ich insgesamt über 24 Jahre angehörte. Über Jahre hinweg haben wir gemeinsam weiter aufgebaut, was ich von meinem Vorgänger, Landeskonservator Dr. Hartwig Zürn, übernehmen durfte mit dem Ziel, der Archäologischen Denkmalpflege in unserem Lande die Bedeutung zu geben, die ihr aufgrund des reichen Erbes an archäologischen Zeugnissen gebührt. Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die mich in diesen Jahren begleitet haben, möchte ich sehr herzlichen Dank sagen und ich hoffe, daß sie mir auch weiterhin mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Wenn ich heute übernehmen kann, was mein Vorgänger August Gebeßler in den vergangenen „guten Jahren“ für die Denkmalpflege erreicht hat, so ist das Verpflichtung und Herausforderung zugleich. Eine Verpflichtung, den hohen Standard baden-württembergischer Denkmalpflege, sowohl, was die Finanzen als auch das breite Aufgabenspektrum betrifft, zu halten. Eine Herausforderung, in Zeiten sparsamer Haushaltsführung neue kreative Lösungen für unvermeidbare Problemfelder zu suchen und umzusetzen.

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als Fachbehörde ist aber vor allem auf die vertrauensvolle und von gegenseitiger Offenheit geprägte Zusammenarbeit mit den Partnern draußen im Lande angewiesen. Ohne das Verständnis für die jeweiligen Belange wird meines Erachtens in Zukunft keine fruchtbare Arbeit der Denkmalpflege möglich sein. Gerade an dieser Stelle möchte ich betonen, daß eine sinnvolle Denkmalpflege nur betrieben werden kann, wenn sie getragen ist vom Verständnis einer breiten Bevölkerung. Nicht als Selbstzweck, sondern als wichtiger Bestandteil der Kulturpolitik unseres Landes hat sie die Aufgabe, die Besonderheiten unserer Kulturlandschaft und unseres historischen Erbes für künftige Generationen zu bewahren und zu sichern.

Deshalb lege ich großen Wert darauf, die Öffentlichkeit ganz gezielt und umfassend über die Aufgaben und Zielsetzungen der Denkmalpflege zu unterrichten. Nicht nur die altbewährte und auf eine lange Tradition zurückblickende Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ gehört dabei zum Instrumentarium, sondern auch wissenschaftliche und verstärkt allgemein verständliche Publikationen. Diese Öffentlichkeit, so bin ich überzeugt, wird auf die Dauer gesehen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei ihrer schwierigen und verantwortungsvollen Arbeit vor Ort unterstützen können. Ganz gleich, ob es sich um Planung, Inventarisierung, Grabung, Konservierung, Restaurierung



oder Renovierung handelt, ob es darum geht, Eingriffe in Kulturdenkmale im Vorfeld bereits zu verhindern oder unvermeidbare Maßnahmen denkmalpflegerisch zu betreuen – nur ein informierter Partner ist ein guter Verhandlungspartner.

Den Konservatorinnen und Konservatoren in ihrer Überzeugungskraft nach außen den Rücken zu stärken, die Präsenz des Landesdenkmalamtes in allen Landesteilen zu betonen und zu fördern, darin sehe ich zuerst meine Aufgabe. In diesem Sinne hoffe ich auf eine gute, ertragreiche und von gegenseitigem Vertrauen geprägte Zusammenarbeit mit allen, die für die Erhaltung unserer reichen Kulturlandschaft eintreten wollen.

Prof. Dr. Dieter Planck

Die Bauten im Stuttgarter Weißenburgpark: Zur Restaurierung von Marmorsaal und Teehaus

Judith Breuer/Gertrud Clostermann



■ 1 Ansicht von Teehaus und Marmorsaal im Weißenburgpark, verschollenes Tafelbild des Julius Mössel von 1912/13. Repro nach: Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart, bearbeitet von J. Baum, Stuttgart 1913.

1987 bis 1989 wurde das Teehaus instandgesetzt. Nun ist seit dem Frühjahr 1994 auch der Marmorsaal, der in seinem Bestand ernsthaft gefährdet war, seiner Wertigkeit entsprechend restauriert und einer angemessenen öffentlichen Nutzung zugeführt.

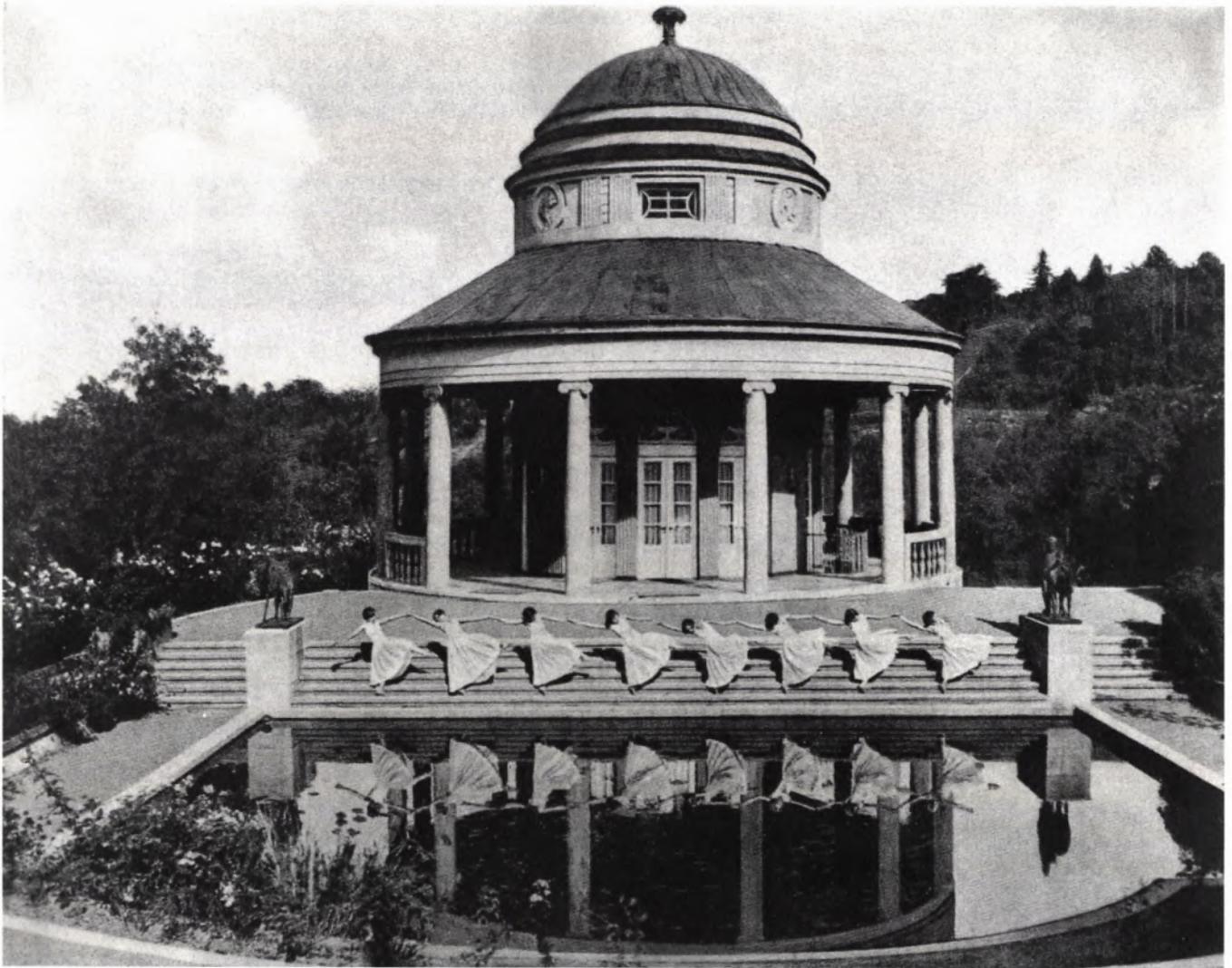
Baugeschichte

Marmorsaal, Tennisplatz und Teehaus entstanden 1912/13 auf dem „Bopser“ genannten Hügel im Süden Stuttgarts als zusammenhängende Anlage. Bauherr war der Industrielle und Antikensammler Ernst von Sieglin, der seit 1898 Eigentümer und mit seiner Familie Bewohner der am Nordhang des Bopsers stehenden Villa Weißenburg war. Die heute verschwundene Villa stammte aus dem Jahre 1843/44 und war von Stadtbaumeister Albert Föhr für den Hofbediensteten Heinrich Fellger als Ausflugs- und Kurgasthaus, genauer als Luft- und Molkekuranstalt mit Konditorei und Café, erbaut worden.

Den Grund für den Bau der Gartenanlage durch Sieglin gibt die Zeitschrift

„Deutsche Kunst und Dekoration“ von 1914 genau an: „Grundlegend für die ganze Anlage war das Bedürfnis nach einem Tennisplatz und nach einer Gelegenheit, des Sommers im Garten den Tee zu nehmen und zugleich das Leben auf dem Spielplatz zu überblicken. Das gab den Gedanken ein, den entstehenden Raum unter dem Tennisplatze zu einem festlichen Gartensaale auszunutzen, und dieser wieder erforderte als Ausgang und Vorbereitung die vorgelegte Terrasse.“ Zugleich würdigt der Autor des Artikels die Gartenarchitektur als vorbildlich: „Was so entstand, ist schlechthin mustergültig in der Ausnützung des Terrains, in der Anschmiegung an die landschaftlichen Elemente, besonders an die prächtige dunkle Tannenkulisse bei der Terrasse und die rotgoldene Bergwand bei dem kleinen Teich in der Höhe.“

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging das Anwesen Ernst von Sieglins in das Eigentum der Stadt Stuttgart über. Anlässlich der Bundesgartenschau 1961 wurde das Teehaus substanzschonend instandgesetzt und als öffent-



■ 2 Das Teehaus im Weißenburgpark, davor Mitglieder der Tanzschule Herion, 1926. Freitreppe und Wasserbassin sind seit 1961 beseitigt. Repro nach: Paul Isenfelds, Getanzte Harmonien, Stuttgart 1927.

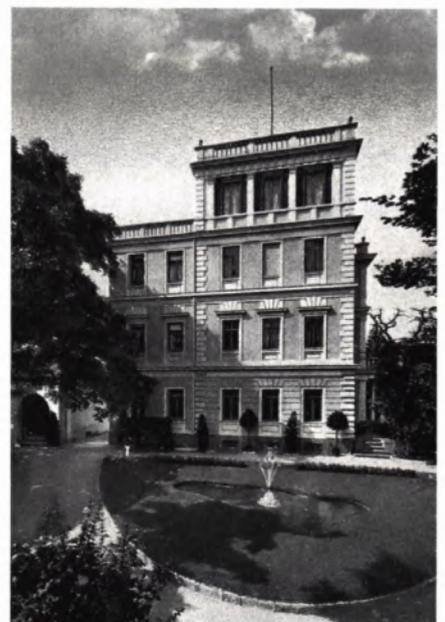
licher Ausschank eingerichtet, der Marmorsaal dagegen unsachgemäß renoviert. Die Villa Weißenburg, deren architektonischen Wert man noch nicht erkannte, kam 1964 zum Abbruch. Das unfachmännische Überstreichen der Malereien im Marmorsaal führte zu Verlusten der Dekoration. Doch nicht genug, wegen der defekten Wasserableitung des Tennisplatzes drang zunehmend Feuchtigkeit in die Umfassungswandern, was den baulichen Zustand, insbesondere die Tragfähigkeit der Decke derart verschlechterte, daß der Saal seit den achtziger Jahren nicht mehr gefahrlos betreten werden konnte. Seit 1985 alarmierten Stuttgarter Vereine die Öffentlichkeit, allen voran der Verein zur Förderung und Erhaltung historischer Bauten. Auf Betreiben des Regierungspräsidiums kam die Stadt Stuttgart schließlich ihrer Erhaltungs-

pflicht insofern nach, als sie den Saal dem Förderverein Alt Stuttgart überließ, der mit Spenden und finanzieller Unterstützung durch Stadt, Landesdenkmalamt und Denkmalstiftung seit 1992 die notwendigen Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten durchführen läßt.

Die Anlage im Garten

Die ehemals von der Villa Weißenburg, die unterhalb der heutigen Gartenbauten nahe des sogenannten Ernst-Sieglin-Platzes stand, auf geschwungenen Wegen zu erreichende Anlage erstreckt sich von Süden nach Norden axialsymmetrisch in den Hang des Bopsers. Sie setzt sich in ihrer Gliederung und ihrer vorwiegend architektonischen Gestalt gegen den umgebenden Landschaftsgarten ab. Auftakt der Anlage war und ist die untere rechteckige Terrasse. Sie war ursprünglich und ist wieder nach Beseitigung der Gehwegplatten aus den sechziger Jahren mit Zierpflaster belegt.

Beherrscht wird die Terrasse bis heute



■ 3 Villa Weißenburg, Seitenansicht. Postkarte um 1910. Die seit 1898 von der Familie Sieglin bewohnte 1843/44 erbaute und 1888/90 erweiterte klassizistische Villa wurde 1964 abgebrochen. Archiv: J. Breuer, Stuttgart.

von einer monumentalen Säule, die zugleich den für die gesamte Anlage wichtigen unteren Zielpunkt bildet. Sie ist bekrönt von der Bronzestatue des „von den Bergen herabkommenden Frühling“. Die Plastik soll ein hellenistisches oder römisches Vorbild aus Alexandria haben. Vier weitere Bronzeplastiken an den Ecken des Postaments, die Putten „Tanz“, „Wein“, „Musik“ und „Gesang“ – wie die Statue des „Frühling“ eine Arbeit des Stuttgarter Bildhauers Jakob Brüllmann (1872–1938) – wurden z. T. nach den in Privatbesitz befindlichen Originalen kopiert.

Die Nordseite der Terrasse begrenzt die in fünf Rundbogen mit großen Flügeltüren geöffnete und durch kannelierte Blendpilaster mit Früchte- und Tierkapitellen gegliederte Front des Garten- bzw. Marmorsaals. Vor der Treppenwange der die Terrasse östlich flankierenden Treppe steht auch heute noch eine von drei Greifen getragene Steinbank. Darüber ist ein Relief in die Mauer eingelassen, auf dem zwei antik gewandete weibliche Gestalten dargestellt sind, von denen die rechte eine Lyra hält. Ein anderes Relief schmückt das Wandstück zur Rechten des Saals: es zeigt einen Wagenlenker auf antikem zweispännigem Kampfwagen. Schöpfer beider Szenen ist der Stuttgarter Bildhauer Karl Donndorf (1870–1941).

Über die östlich flankierende Treppe gelangt man zum ehemaligen Tennisplatz oberhalb des Marmorsaals, dessen Hang- und Seitenfronten ehemals ein von der Stuttgarter Malerfirma Sachse & Rothmann mit Blumenkörben bemaltes, nun rekonstruiertes Ziergitter abschränkte.

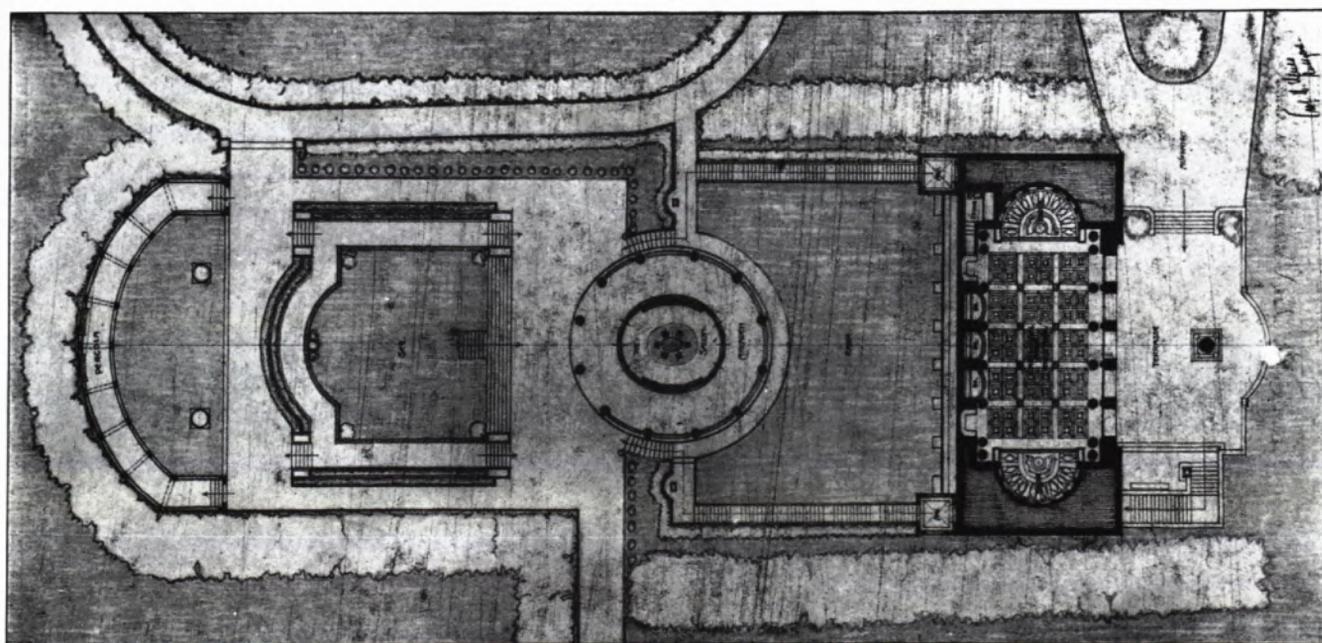
An der Nordost- und Nordwestecke des Platzes erhoben sich kleine Pavillons, die als Sitzlauben für die Spieler dienten. Durch den westlichen Pavillon gelangte man zu der geradläufigen Treppe, die zum Teehaus führt. Die im Plan von 1912 dargestellte östliche Treppe wurde dagegen nie gebaut.

Oberer Zielpunkt der Anlage ist der Zentralbau des Teehauses. An seiner Nordseite unterhalb einer über die gesamte Breite laufenden Treppe erstreckte sich einst ein großes, ebenfalls axialsymmetrisch in die gesamte Anlage eingebundenes Wasserbassin, dessen südliche Eckpunkte von zwei Bronzeplastiken besetzt waren, welche, beides Arbeiten Donndorfs, die jüngsten Söhne des Ehepaars Sieglin mit Tieren darstellten. Eine Pergola von segmentbogenförmigem Grundriß, davor Plastiken von Ludwig Habich und Daniel Stocker, schlossen die Anlage nach Norden gegen die Nachbargrundstücke ab.

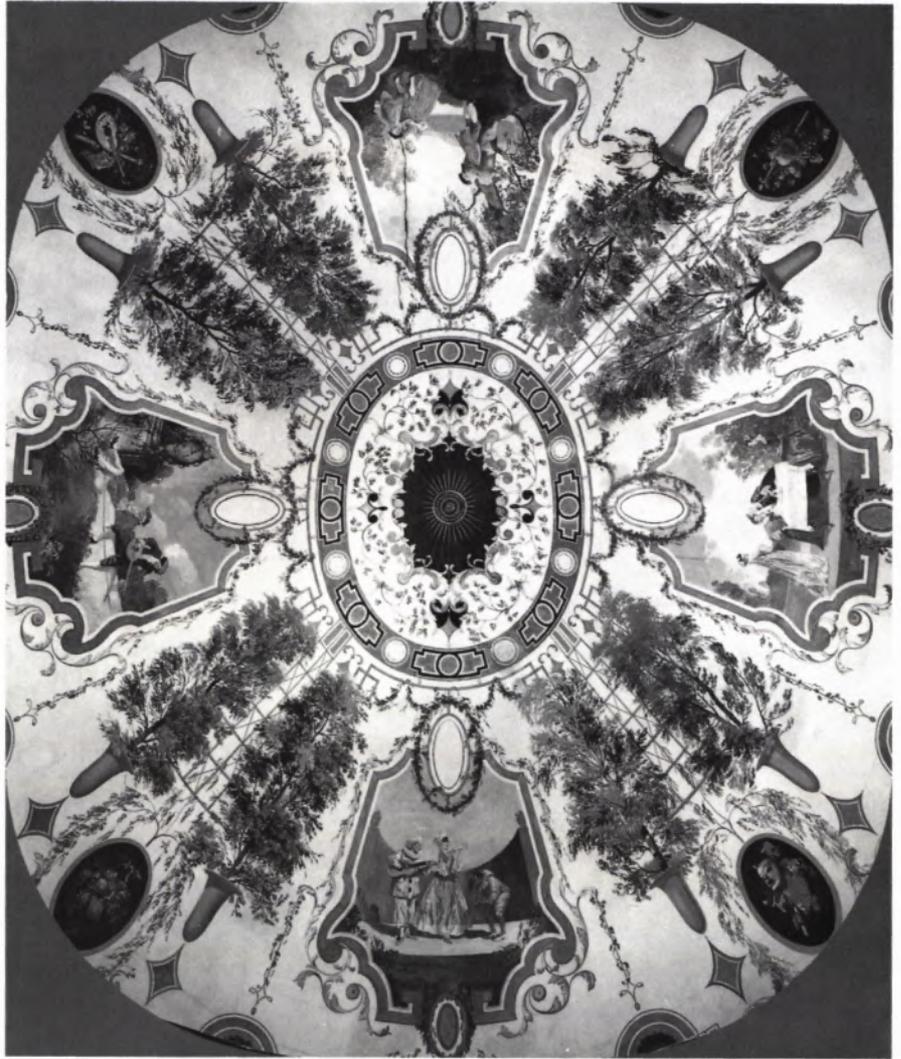
Das Teehaus

Der kleine Zentralbau zeichnet sich durch einen ovalen Grundriß aus. Hinter einem Kranz ionischer Säulen und einem mit Zierpflaster belegten Umgang birgt sich der eigentliche, in Rundbogentüren geöffnete Teesalon. Dieser ist überhöht mittels eines durch Rechteckfenster und Medallions gegliederten Tambours unter einer mit Kupferblech gedeckten Kuppel. Dieses Motiv des durch eine Tambourkuppel überhöhten Zentralraums hinter Umgang leitet sich aus der Antike ab. Ein Vorbild ist der Tholos in Delphi; das Motiv findet sich aber auch beim Chinesischen Tee-

■ 4 Grundriß von Wasserbassin, Teehaus, Marmorsaal und Terrasse. Entwurf von Heinrich Henes 1912. Repro nach: Architektonische Rundschau 29 (1913).



■ 5 Teehaus im Weißenburgpark. Gewölbemalerei des Julius Mössel von 1912/13. Zustand 1983. Photo: I. Geiger, LDA.



haus im Park von Schloß Sanssouci, Potsdam, von 1770.

Die Kuppel ist zweischalig aufgebaut. Das untere Rabitzgewölbe über dem türhoch mit Holz vertäfelten Innenraum trägt eine dekorative Bemalung, welche – wie die des Marmorsaals – von Julius Mössel stammt und galante Szenen im Stil des Rokoko zeigt. In stilisierten Kartuschen sind Personen in Kostümen der Rokoko-Zeit beim Müßiggang dargestellt: drei Personen aus der Comedia dell'Arte, vermutlich Arlecchino (mit Laute), Columbine und Pantalone, eine Tischszene mit vier aus Teetassen trinkenden Damen, eine Dame mit zwei Kavalieren im Park und schließlich zwei, auf einer Gartenmauer ruhende Kavalier, von denen einer Laute spielt. Alle vier Szenen haben Motive, die in Inhalt und Stil der Zweckbestimmung des Gartenpavillons als Teehaus entsprechen, ja diese sogar höhen.

Der elegante klassizistische Bau auf der Anhöhe des Bopsers geriet im Bewußtsein der Stuttgarter Bevölkerung nie in Vergessenheit. Zur Bundesgar-

tenschau 1961 wurde er renoviert und als öffentliche Gaststätte eingerichtet. Durch die angemessene Weiternutzung und die rechtzeitige Reparatur von Schäden war das Teehaus in seiner Erhaltung nie ernsthaft gefährdet.

Der Marmorsaal

Die zurückhaltend gegliederte Außenfront des von der Langseite erschlossenen Saals läßt kaum seine reiche Innenausstattung erahnen. Diese ist bestimmt von Marmor, Stuck, Dekorationsmalerei und Plastiken. So bekleidet Marmor die unteren Wandzonen und den Boden des Raums; aus Marmor sind auch die Wasserbecken gearbeitet. Das Schwergewicht der malerischen und plastischen Dekorationen lag und liegt auf den Schmalseiten des Saals, welche halbrund um je ein in den Boden eingelassenes Wasserbassin ausgebaut sind. Die marmorine Sockelzone um die Bassins ist gegliedert durch Atlantengestalten, welche den hier als Gesims gestalteten oberen Teil der Marmorverkleidung tragen. Das Motiv der ein Sims stützenden Atlanten in einer Ap-

sis hat sein antikes Vorbild im Tepidarium der Thermen von Pompeji.

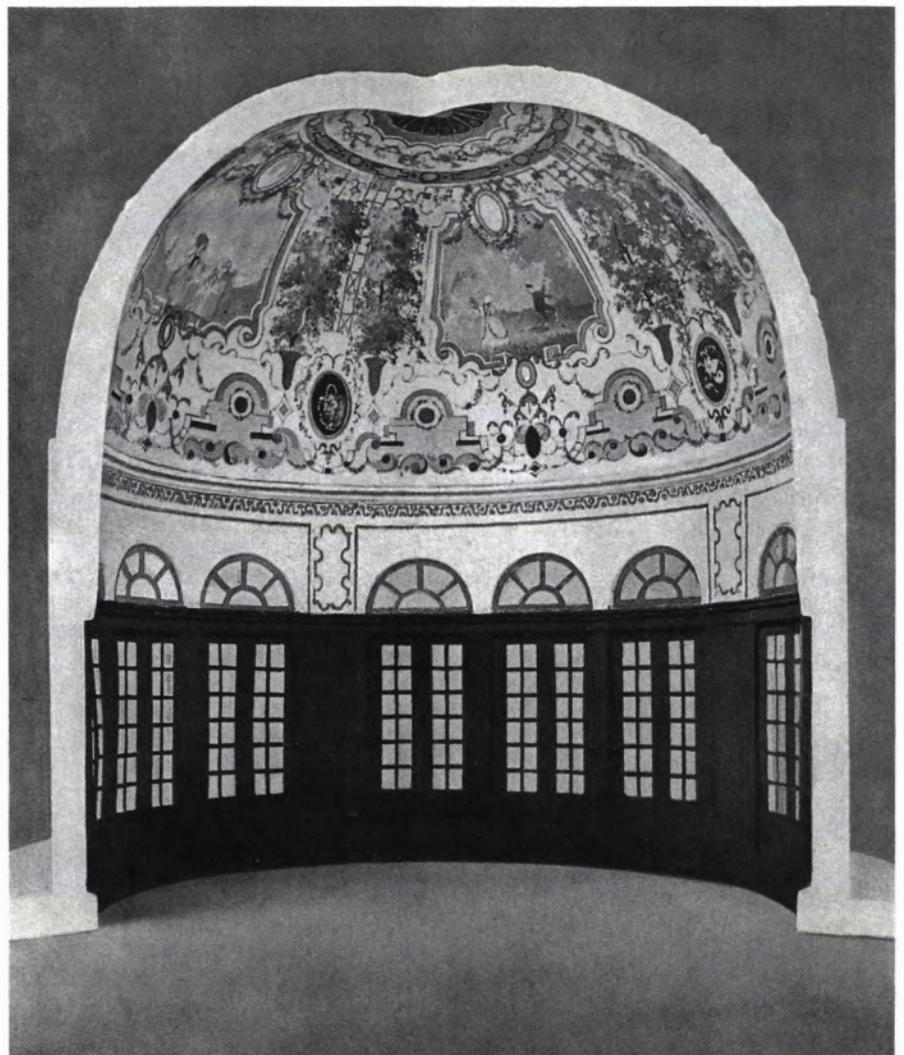
Im Marmorsaal erhalten blieben auch die die Längsseiten gliedernden weißen Stucksäulen, deren Kanelluren und Kapitelle neu mit Golddekor gehöht wurden. Wiederhergestellt wurde die stuckierte Kassettendecke, die in den sechziger Jahren zum Teil abgeschlagen und durch Platten abgehängt worden war.

Als seitliche Begrenzung der Bassins dienen nach der Restaurierung wieder – wie ursprünglich – Tierplastiken, die seit der Bundesgartenschau im Bopsergelände aufgestellt waren. Das linke Becken flankieren ein schreitender Panther und ein schreitender Wolf, das rechte Bassin begrenzen die Plastiken eines großen Hundes und eines Wildebers (frei nach dem Porcellino am Mercato nuovo in Florenz), beide hingelagert und mit zu den Türen des Saals gewandten Köpfen.

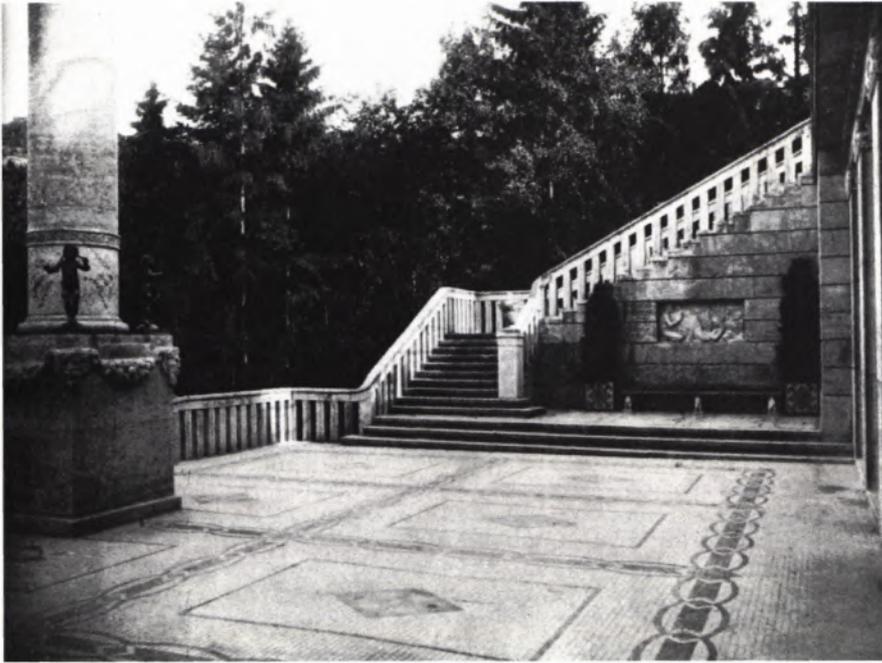
Alle vier Plastiken wurden von dem aus Mecklenburg stammenden, in

München ansässigen Bildhauer Fritz Behn (1878–1970) gearbeitet, einem vor allem durch seine Tierplastiken bekanntgewordenen Künstler, von dem auch das Kolonialdenkmal in Bremen in Gestalt eines riesigen aus Backsteinen gebildeten Elefanten (1930/33) stammt.

Wichtiger noch als die plastische Ausstattung war die heute wieder teilrekonstruierte ehemals buntfarbige Bemalung der oberen Wand- und Nischenpartien. Es handelte sich dabei um sog. Grotteskmalerei, also eine auf die römische Antike zurückgehende Ornamentmalerei, die aus dünnem Rankenwerk besteht, in das menschliche und tierische Wesen, Früchte, Blumen, Architekturteile u. ä. eingefügt sind. Die ebenen Flächen der Schmalseiten waren mit Grotteskmalerei auf hellem Grund versehen; die Halbkugeln trugen eine motivreiche Bemalung auf dunklem Grund. Die Motive des unteren Teils waren Wassertiere, Wassergottheiten und dazwischen zwei lateinische Inschriften; der Wortlaut der linken ist auf einer der alten Abbildungen als „NIHIL



■ 6 Vorstudie zur Dekoration des Teehauses von Julius Mössel. Repro nach: Julius Mössel, *Dekorative Arbeiten der letzten zehn Jahre*, München 1914, Tafel 70.



■ 7 Terrasse vor dem Marmorsaal, Zustand kurz nach der Vollendung im Jahre 1913. Repro nach: Deutsche Kunst und Dekoration 34 (1914).

EST AB OMNI PARTE BEAT(U)M“ zu entziffern. Der Mittelteil zeigte Landtiere und Phantasie-Architekturen, der obere Teil antik gewandete Gestalten in Medaillons. Die rückwärtige Langseite, die in symmetrischer Entsprechung zu den gegenüberliegenden Türen fünf z. T. mit Wasserbecken ausgestattete Nischen aufweist, trug als Bemalung figürliche Darstellungen, vermutlich Wassernymphen.

Der Bauherr: Ernst von Sieglin

Der Stuttgarter Ernst Sieglin (1848–1927), gelernter, lange Zeit in London tätiger Kaufmann, hatte sein Vermögen mit Waschpulver verdient. Sein „Dr. Thompsons Seifenpulver Marke Schwan“ wurde in Fabriken in Aachen, Verviers (Belgien), Wittenberg und Düsseldorf (heute Henkel) produziert. Das gewonnene Kapital und seine Freizeit aber widmete Sieglin der Antikenforschung bzw. Archäologie. Angeregt durch seinen Bruder, einen Professor für antike Geographie, finanzierte Sieglin um die Jahrhundertwende eine Expedition nach Alexandrien. Die Funde wurden in ebenfalls von Sieglin finanzierten Prachtbänden der Öffentlichkeit vorgestellt. Seine Privatsammlung alexandrinischer Denkmäler schenkte Sieglin 1906 dem König von Württemberg, der sie der Vorgängerinstitution des heutigen Württembergischen Landesmuseums übergab. Stücke aus der Sammlung sind in der Abteilung „Klassische Antike“ des Landesmuseums Stuttgart zu sehen. Die Universität Tübingen verdankt Sieglin ihre bis heute größte archäologische Kostbarkeit, die reich ausgemalte Grabkam-

mer eines ägyptischen Adligen aus dem 3. Jahrtausend vor Christus. Als Anerkennung für seine Schenkungen erhielt Sieglin den Ehrendokortitel und wurde vom König in den personalen Adelsstand erhoben.

Für einen derart engagierten Antikenverehrer wie Sieglin bot der an ein antikes Nymphäum erinnernde Marmorsaal das entsprechende, ästhetisch wie intellektuell reizvolle Ambiente. Hier fanden im Sommer die familiären Festlichkeiten statt. 1926 entstand dann vor dem Hintergrund des Weißenburgparks und seiner Bauten – dank der Aufgeschlossenheit des betagten Hausherrn – eine Serie von Photos, welche ein Bild vom originalen Zustand der Anlage geben, deren eigentlicher Gegenstand jedoch junge, z.T. mit einfachen fließenden Gewändern bekleidete, z.T. nackte Menschen in expressiven, heute gesucht bis grotesk erscheinenden Posen sind. Aufgenommen wurden die Photos von dem Schriftsteller, Vortragskünstler und Photographen Paul Isenfels, der wie sein Lehrmeister Fidus den technischen Fortschritt ablehnte und das Heil der Menschen in Volkstum, freiem Landleben, Körper- und Freikörperkult glaubte. Die Modelle von Isenfels im Weißenburgpark waren Schüler von Ida Herion, welche damals in Stuttgart eine Schule für Musik und Körperkultur unterhielt.

Der Architekt: Heinrich Henes

Erbauer der Anlage aus Teehaus, Tennisplatz und Marmorsaal ist Heinrich Henes (1876–1961). In Santiago de Chile geboren, studierte Henes an



■ 8 Wildeber, eine der vier heute wieder im Marmorsaal aufgestellten Plastiken des Bildhauers Fritz Behn von 1913. Photo von 1985. Photo: J. Breuer, Stuttgart.



■ 10 Dr. Ernst von Sieglin, Industrieller und Antikenforscher, vor einem ägyptischen Tempel 1909. Archiv: L. Sieglin, Stuttgart.

den Technischen Hochschulen in Stuttgart und Berlin. Nach abgeschlossener Ausbildung unternahm er mehrere Studienreisen und arbeitete dann in einem Münchner Architekturbüro. Um 1905 wurde er in Stuttgart zum Regierungsbaumeister befördert. Bereits nach einem Jahr gab er den Staatsdienst auf, um ein eigenes Büro in Stuttgart und bald darauf ein Zweigbüro in Ludwigshafen zu eröffnen. 1910 wurde ihm die Professur für Hochbauwesen an der Baugewerbeschule (spätere Staatsbauschule), Stuttgart, übertragen, die er bis zu seinem 71. Lebensjahr innehielt. Henes entwarf neben zahlreichen Einfamilienhäusern und Industriebauten u. a. das Altertumsmuseum, das Rathaus und eine Schule in Frankenthal/Pfalz (um 1910), Kirche und Pfarrhaus in Maxdorf/Pfalz (1912) sowie die Hochbauten für die Bergbahn zum Merkur in Baden-Baden (1912/13). Stilistisch orientierte sich Henes bei seinen Industrie- und Verkehrsbauten am Klassizismus der Zeit

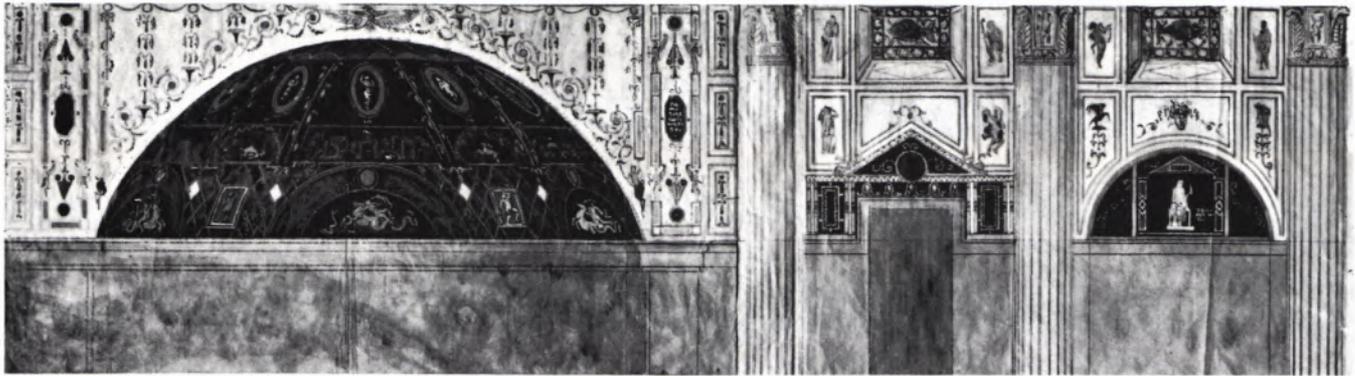
■ 9 Der Marmorsaal kurz nach seiner Vollendung 1913. Repro nach: Julius Mössel, Dekorative Arbeiten der letzten zehn Jahre, München 1914, Tafel 31.

um 1800, der sich durch Symmetrie und Klarheit auszeichnet (sog. Revolutionsarchitektur). Auch die Bauten im Weißenburgpark zeigen klassizistische Formen, doch gab Henes ihnen – wohl wegen der Funktion der Gebäude und der gesellschaftlichen Stellung des Bauherrn – eine elegantere, und zwar im Louis-Seize-Stil gehaltene Gliederung.

Der Dekorationsmaler: Julius Mössel

Die Ausmalung des Marmorsaals stammt wie die des Teehauses von keinem Geringeren als von dem Münchner, später nach Chicago ausgewanderten Julius Mössel (1871–1957). Mössel, einer der gefragtesten Dekorationsmaler Deutschlands in der Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg, hatte sich kurz zuvor auch in Stuttgart durch das Gemälde des Sternbilders im Großen Haus der heutigen Württembergischen Staatstheater einen Namen gemacht. Zu Mössels wichtigsten Arbeiten gehören die Innendekorationen von sechs Theaterbauten des Münchner Architekten Max Littmann, so u. a. des





Prinzregententheaters in München (1900), des Kurtheaters in Bad Kissingen (1905) und des bereits erwähnten Großen Hauses in Stuttgart (1912).

Die Dekorationsmalereien, die Mössels Schaffen bis in die zwanziger Jahre bestimmten, zeichnen sich dadurch aus, daß sie den tektonisch vorgegebenen Rahmen als Gliederungsprinzip aufnehmen, wobei sie eine frei historisierende Ornamentik oder figürliche, in der Körperauffassung akademische Darstellung beinhalten. Letztere zeigen den Einfluß der Münchner Schule, in der ironisierenden Zusammenstellung von Motiven und Gestalten insbesondere von einem ihrer bedeutendsten Vertreter, von Wilhelm von Kaulbach.

Nachdem in den zwanziger Jahren die Nachfrage nach Dekorationsmalereien nachgelassen hatte, entschloß sich Mössel zur Emigration und siedelte 1926 in die Vereinigten Staaten, nach Chicago über. Der 55jährige erhielt dort zuerst noch große Aufträge für Innendekorationen. Er erwarb Vermögen, verlor es jedoch wieder beim großen Börsenkrach 1929. Verarmt und zeitweilig vom Erblinden bedroht, malte er fortan vorwiegend Tafelbilder. Chicagoer Kunstkritiker verglichen seine Arbeiten mit denen des Altniederländers Hieronymus Bosch und des jüngeren Zeitgenossen Max Ernst.

Als Hauptwerk von Mössels Dekorationen ist das Kuppelbild im Stuttgarter Großen Haus zu bewerten, eine Darstellung von Sternbildern, ein Lieblingssmotiv Mössels, in dem er sein Können in der Tierdarstellung beweisen und seiner Neigung zu symbolhaften Bildern nachkommen konnte.

In Abstimmung auf die Bauaufgabe und die Person des Bauherrn wählte Mössel für den Marmorsaal die auf die römische Antike zurückgehende Grotteskmalerei. Einige Motive dürften denen der Dekoration im Münch-

ner Prinzregententheater gleichen. Auch dort wählte Mössel die Grotteskmalerei, und zwar in Abstimmung auf den von Architekt Littmann konzipierten Theatertypus, bei dem der in antiker Tradition amphitheatralisch gestaltete Zuschauerraum wesentlich ist. Für die Bauaufgabe Teehaus griff Mössel dagegen auf höfische Motive und auf die Darstellungsweise des Rokoko zurück.

Die Mösselschen Malereien in den Gartenarchitekturen der Familie Sieglin wurden von dem bereits genannten Kritiker der „Deutschen Kunst und Dekoration“ begeistert und als gleichbedeutend mit der Architektur beschrieben: „Es ist ein quellender Reichtum von Einfällen, der sich hier ausbreitet, freie Variationen über antike Themen, eminent viel Laune und Einfall, dabei aber geschmackvoll gebündelt und stets im Dienste des Ganzen wirkend. Mössel zeigt hier wieder, daß er unter unsern ‚Dekorationsmalern‘ vielleicht der einzige Künstler ist, so sehr treten in seinem Schaffen die Elemente selbständigen Empfindens hervor. Jedenfalls haben in diesem Saale Architekt und Maler in vollkommener Weise zusammengearbeitet.“

Die Restaurierung des Teehauses

Das Teehaus war zuletzt 1961 anlässlich der Bundesgartenschau renoviert worden. Mit Ausnahme des Bodens im Teesalon war dabei die originale Ausstattung im wesentlichen erhalten geblieben. Ganz im Gegensatz dazu wurden der Marmorsaal und die gartenkünstlerische Anlage dem damaligen Zeitgeist entsprechend reduziert in das Gartenschaukonzept integriert.

In knapp zweijähriger Bauzeit, 1987 bis 1989, erfolgte eine durch gravierende Feuchteschäden unaufschiebbare Generalsanierung des Teehauses. Bauherr war die Stadt Stuttgart, die vom Landesdenkmalamt und dem Förderverein Alt Stuttgart, der seither auch Mieter des

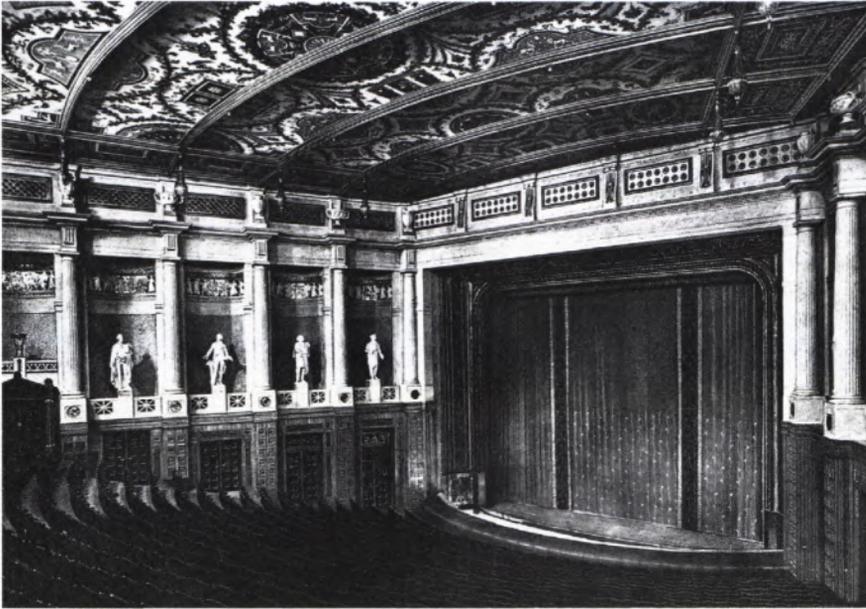
■ 11 Entwurf für die Dekoration des Marmorsaals von Julius Mössel. Repro nach: Julius Mössel, Dekorative Arbeiten der letzten zehn Jahre, München 1914, Tafel 30 oben.



■ 12 Heinrich Henes, Architekt. Photo von 1919. Archiv: E. Henes, Stuttgart.



■ 13 Julius Mössel, Dekorationsmaler. Photo um 1900. Archiv: J. Breuer, Stuttgart.



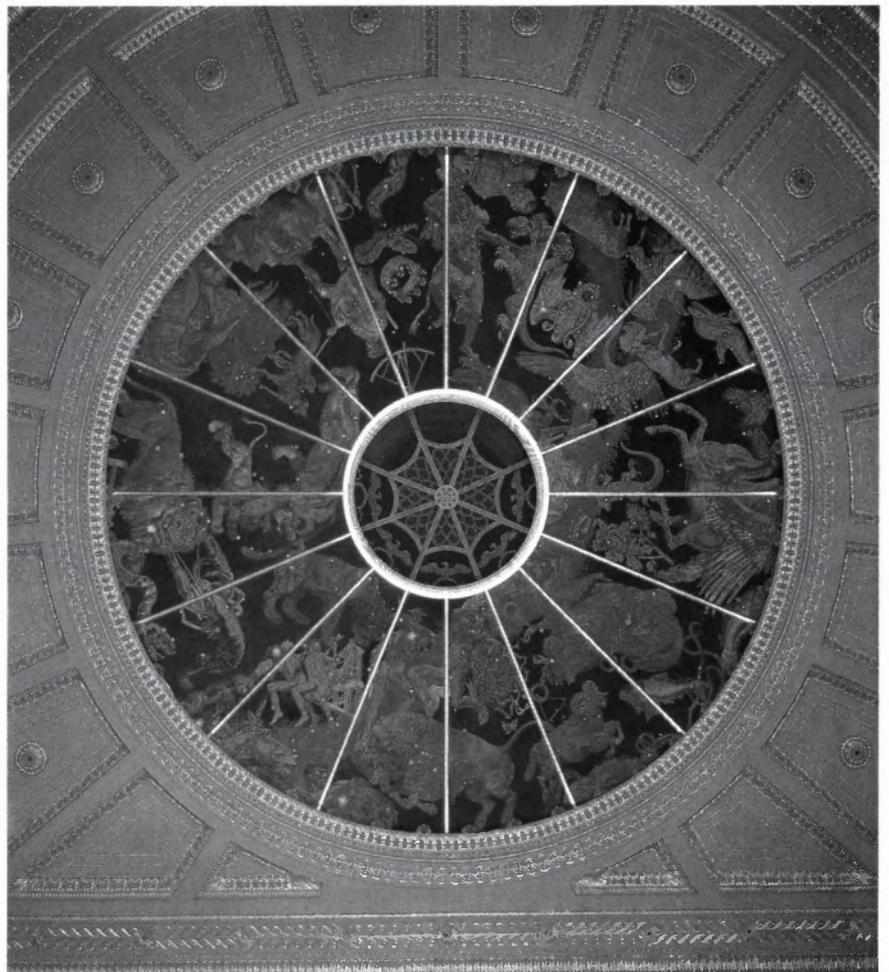
■ 14 München, Prinzregententheater. Zuschauerraum mit der von Mössel dekorierten Decke, Zustand kurz nach der Vollendung 1900. Repro nach: Max Littmann, Das Prinzregenten-Theater in München, München 1901.

Gebäudes ist, finanziell unterstützt wurde.

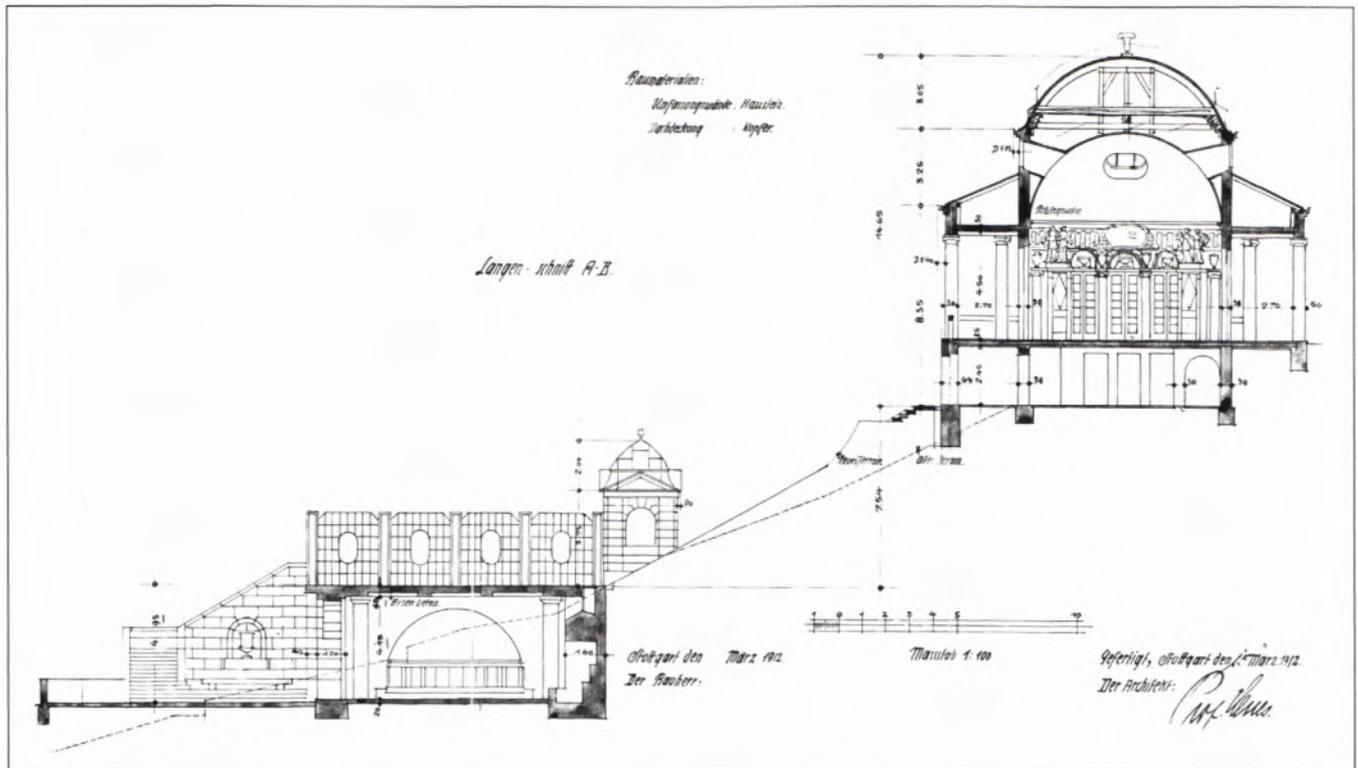
Das Sanierungskonzept deckte sich in allen Punkten mit dem denkmalpflegerischen Zielanliegen einer substanzschonenden Sicherung und notwendigen bauästhetischen Er-

neuerung des überkommenen Bestandes bei denkmalverträglicher Nutzung. Die substanzsichernden Maßnahmen: Trockenlegung der Außenwände gegen den Hang, Neueindeckung des Kupferdachs über Kuppel und Umgang, die Sicherung der Kuppel durch Erneuerung ihrer Aufhängung im Dachgebälk sowie die Isolierung und Hinterlüftung der Kuppeloberseite wurden wie geplant durchgeführt. Eine bedauernswerte Einbuße gab es allerdings, als die Decke über dem Hanggeschoß aus statischen Gründen erneuert werden mußte: Der originale dreifarbige Mosaikboden des Umgangs konnte nicht erhalten werden und wurde durch eine Rekonstruktion ersetzt. Die dekorative Deckenbemalung im Hanggeschoß wurde bei dieser Maßnahme ebenfalls erheblich beschädigt.

Dagegen konnte die originale Innendekoration im Teesalon restauriert werden, so die besonders schön gearbeiteten Innenansichten der Türen, deren Intarsientafeln und intarsierten Stäbe stilisierte florale Elemente in kontrastierendem warmfarbenen Mahagoni und in Schwarz zeigen, und so auch die Malerei Mössels in der elliptischen Kuppel, die in mehre-



■ 15 Das Kuppelbild im Großen Haus der Württembergischen Staatstheater von Mössel, entstanden 1912, Zustand 1984. Photo: I. Geiger, LDA.



ren Bereichen erhebliche Putzrisse und Abplatzungen aufwies und restauratorisch gesichert und vorsichtig retuschiert wurde. Wegen der hochwertigen Innenausstattung wurde seitens des Bauherrn auf dringendes Anraten des Landesdenkmalamtes auf eine (erstmalige) Beheizung dieses Raumes verzichtet und damit auch auf eine ganzjährige gastronomische Bewirtschaftung.

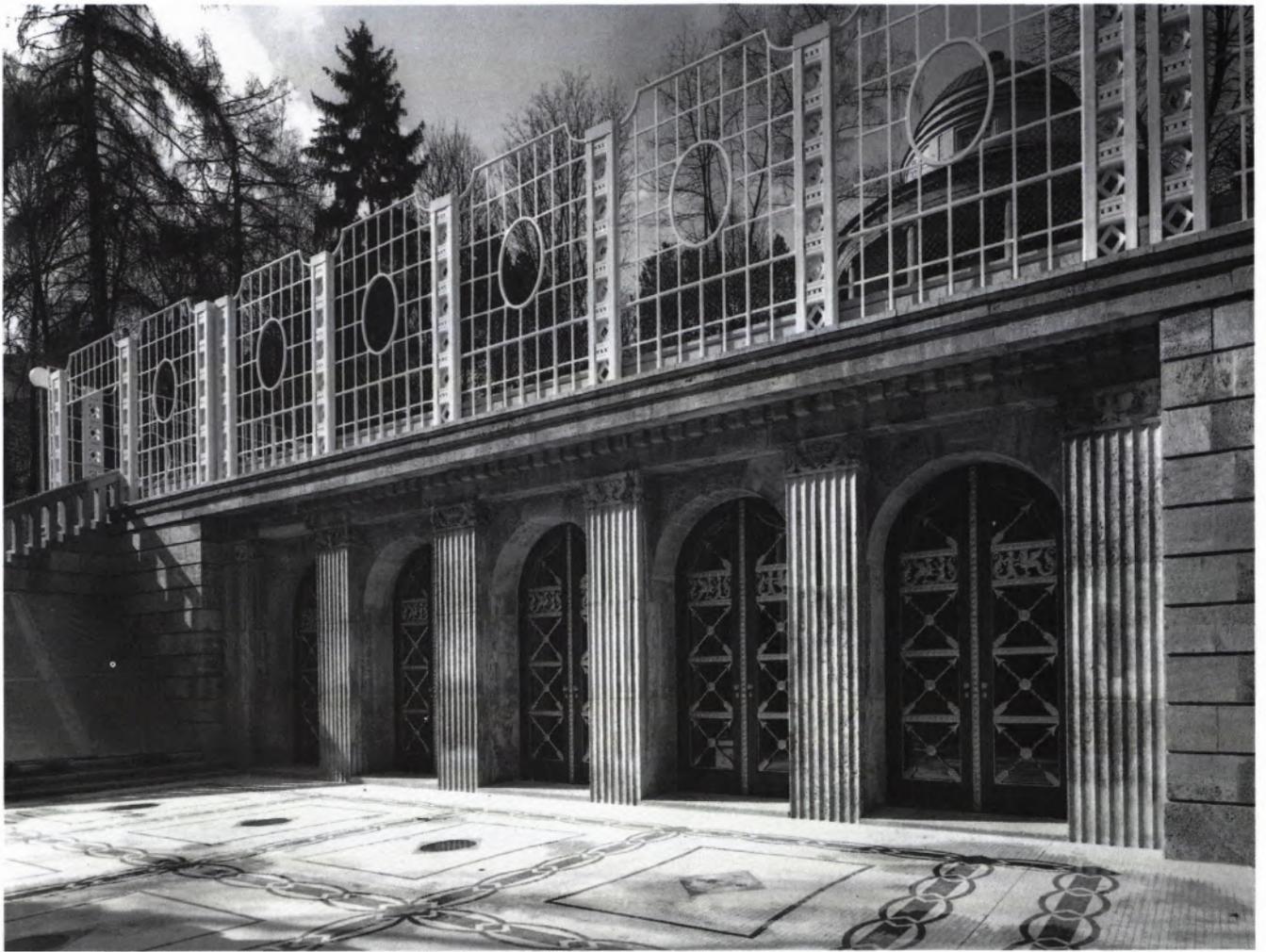
Die Außenansichten des Teehauses waren weitgehend intakt, so daß neben steinmetzmäßiger Instandsetzung nur Ergänzungen der Stuckie-

rungen an den Fassaden und der Deckenuntersicht des Umgangs sowie eine befundorientierte Farbgebung erfolgten. Die braune Farbgebung der Putzfassade war meistbeachtetes und -diskutiertes Detail des Teehauses nach der Wiedereröffnung. Sie entspricht der – lange von beiger Farbe überdeckten – Erstfassung der Wand (nach Befund) laut restauratorischem Gutachten: „Die Wände mit ihrem zugehörigen Stuck wurden mit einer extrem lösungsmittelbeständigen dunkelbraunen Farbe (sehr magere Ölfarbe) versehen... Die Wände sind vorsichtig zu reinigen

■ 16 Schnitt durch Teehaus und Marmorsaal. Entwurf von H. Henes, 1912.



■ 17 Außenansicht des Marmorsaals, Zustand 1989. Photo: Lamm-Weber-Donath GmbH u. Partner, Stuttgart.



■ 18 Außenansicht des Marmorsaals, Zustand März 1994 (noch nicht ganz fertiggestellt). Photo: I. Geiger, LDA.

bzw. die oberste Fassung zu entfernen ... Die rotbraune Fassung sollte beibehalten werden, da sie zusätzlich als Schutzschicht für die Stuckabgüsse dient ...“

Die Restaurierung des Marmorsaals

Der Marmorssaal wurde nach langer Zeit der Verwahrlosung in knapp drei Jahren vom Förderverein Alt Stuttgart



■ 19 Marmorssaal, Zustand der linken Halbkuppel 1986. Photo: I. Geiger, LDA.



■ 20 Der Marmorsaal, 1986. Photo: I. Geiger, LDA.

restauriert mit finanzieller Beteiligung der Stadt Stuttgart, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und des Landesdenkmalamtes.

Der bauliche Zustand des Saales hatte

sich bis zu seiner Übernahme durch den Förderverein Alt Stuttgart augenscheinlich so verschlechtert, daß Zweifel berechtigt waren, ob die Restaurierungsmaßnahme nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern auch im

■ 21 Der Marmorsaal nach der Restaurierung, März 1994. Photo: I. Geiger, LDA.





■ 22 Marmorsaal, Originalmalerei Mössels nach der Freilegung, März 1994. Photo: P. Walser, Stuttgart.

Blick auf die konservatorische Zielsetzung der Denkmalerhaltung überhaupt noch vertretbar sein konnte. Grundlage des dann doch gefaßten Baubeschlusses war das positive Ergebnis einer aktualisierten Schadensaufnahme und Kostenschätzung.

Das für die Neunutzung des Saales vorgesehene Nutzungsspektrum wurde vom Förderverein denkmalverträglich ausgelegt: Der Saal steht wieder für private Feiern und für kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen zur Verfügung. Die heute dafür notwendigen Nebenräume sind auf das unumgänglich notwendige Minimum beschränkt in einem kompakten, in den Hang geschobenen Anbau untergebracht, der die Linie der alten wegebegrenzenden Trockenmauer aufnimmt.

Grundlage aller substanzerhaltenden Maßnahmen am Saalbau selbst war die Trockenlegung des Gebäudes durch vertikale Feuchtigkeitsisolierung der Außenwände und eine Ringdrainage gegen alle drei Hangseiten, die komplette Erneuerung der Dachabdichtung und, zur Verhinderung von Kondensatbildung, der Einbau einer geregelten Heizungs-/Lüftungsanlage. Dazu kamen statische Sicherungen der Saaldecke, der vorgelegten Terrasse und nicht zuletzt der noch original überlieferten Konche, die eine neue Abhängung erhielt.

Bei den Ausschachtungsarbeiten wurde – hilfreich für die Rekompletierung des Innenraumes – Befundmaterial „ergraben“: Die bei der Baumaßnahme von 1961 ausgeräumten Ausstattungen waren teilweise ins umgebende Erdreich mitverfüllt worden, so daß u. a. neben einer Lüsterkette der Originalleuchten auch die Stuckelemente der abgeschlagenen Kassettendecke und Teile des Mosaikteppichs der vorgelegten Terrasse aufgefunden wurden.

Problematisch aber war die Befundlage der Dekorationsmalereien Mössels. Diese waren 1961 unter einem monochromen, sperrenden Neuanstrich verschwunden und auf den schwamm- und algenbefallenen, von Nässe und Salz aufgeriebenen Putzflächen weitgehend zerstört, die Putzflächen waren abgängig, die Konche in der rechten Stirnseite des Saales bereits ganz abgeschlagen, die Konche in der linken Stirnseite des Saales absturzfähig. Dennoch konnten auf der rechten ebenen Stirnseite des Saales eine größere zusammenhängende Fläche originaler, wandgliedernder Schablonenmalerei, auf der Saalrückwand eine figürliche Darstellung und in allen Wandbereichen Reste der architekturgliedernden Bändermalereien als Grundlage für die Überlegungen zur Darstellung dieser den Raumeindruck bestimmend mitwirkenden Dekoration im Original nachgewiesen werden.

Diese Tatsache wurde Grundlage der ausgeführten Konzeption: Die schablonierten Dekorationen und Wandgliederungen wurden rekonstruiert. Der Respekt vor der Unwiederholbarkeit der künstlerischen figürlichen Malerei Mössels bedingte dagegen den Verzicht auf die figurale Ausgestaltung der Wandgliederung. Die in der Konche auf der linken Stirnseite des Saales erhaltene Originalmalerei wurde aus derselben Haltung heraus restauratorisch freigelegt und in ihrem farblich reduzierten Restbestand gesichert, eingebunden in die in ihrer Farbintensität gegenüber dem Original

nal zurückgenommene Rankenmalerei der umgebenden Wandfläche.

Die Außenanlagen wurden in ihrem Bestand gesichert und dort rekonstruierend ergänzt, wo es für die anschauliche Wirkung des Saalbaus notwendig war, z.B. das für den oberen Fassadenabschluß bestimmende Ballfanggitter des ehemaligen Tennisplatzes und der Mosaikteppich der Eingangsterrasse als vorbereitendes Schmuckelement auf die Rauminszenierung des Saales.

Bewertung der konservatorischen Konzepte

War beim Teehaus aufgrund des weitestgehend originalen und erhaltungsfähigen Bestandes das denkmalpflegerische Zielanliegen von Anfang an definiert, wurde beim Marmorsaal erst über eine schrittweise Annäherung und Auseinandersetzung mit den überkommenen Originalfragmenten und Bildunterlagen schließlich jenes heutige Ergebnis erreicht, mit dem der Saal – über seine Architekturerscheinung hinaus – auch in der gestalterischen Sprache seiner Dekorationselemente seinen festlichen, an antiken Vorbildern orientierten Grundcharakter anschaulich wiedergewinnen konnte.

Dabei stand im Zentrum der Rekonstruktionsproblematik die Frage nach der Wiederherstellung der Mösselschen Ausmalung des Saales. Gab es am Beginn der ersten Maßnahmenüberlegungen noch begründete Vorbehalte gegen die rekonstruierende Wiederherstellung dieser Dekorationsmalereien, brachten spätere restauratorische Untersuchungen doch Originalfragmente größeren Umfangs zutage. Eben diese Befundlage erlaubte einerseits bei den schablonierten Dekorationen eine in Form und Farbe authentische Wiederherstellung der Wandgestaltung und andererseits bei den von Mössel freifigurig gemalten Bereichen eine restauratorisch-retuschierende Freilegung.

Ausschlaggebend für die Entscheidung zur Rekomplettierung des dekorativen Kontextes war aber auch die Einsicht in das Wesen und in den besonderen bau- und kulturhistorischen Stellenwert dieses Saalbaus: Die Villa Weißenburg steht als Idee und im gesellschaftlichen Anspruch ihrer Anlage – gleichermaßen wie die meisten der um die letzte Jahrhundertwende in Stuttgart entstandenen bürgerlichen Villen – noch in der Tradition der abendländischen Villenbaukunst.

Der Zusammenhang von Architektur und gartenkünstlerisch gestalteter Na-

tur sowie die Überhöhung des gesellschaftlichen Lebens durch mythologische Themen in der Bildwelt dieser Villen ist durchgängig konstituierend der Wesenszug dieser Tradition.

Innerhalb der vielfältig historisierenden Stuttgarter Villenkultur ist der Marmorsaal – neben dem Teehaus und der einstigen Villa – als baulich selbständige Ausformung eines gesellschaftlichen Fest- und Repräsentationsbereichs ein Unikat. Dies gilt wie für den Raum selbst auch für die Qualität der Einbindung in die besondere topografische (Hang-)Situation.

Nach der Fertigstellung des jetzt durchgeführten Restaurierungsprogramms bleibt noch die – ernsthafte – Frage nach der originalgleichen Wiederherstellung der Treppe zwischen Marmorsaal und Teehaus und die – augenzwinkernde – Frage, wann die Gartenarchitektur dieser Anlage mit der Rekonstruktion des Wasserbassins und der Pergola als oberem Abschluß rekomplettiert wird.

Literatur

Judith Breuer: Der Dekorations- und Kunstmaler Julius Mössel (1871–1957), Schöpfer des Deckenbildes im Großen Haus der Württembergischen Staatstheater in Stuttgart, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13 (1984), S. 134–142.

Der Marmorsaal im Weißenburgpark Stuttgart, Eine Veröffentlichung des Vereins zur Förderung und Erhaltung historischer Bauten e. V., Stuttgart 1985.

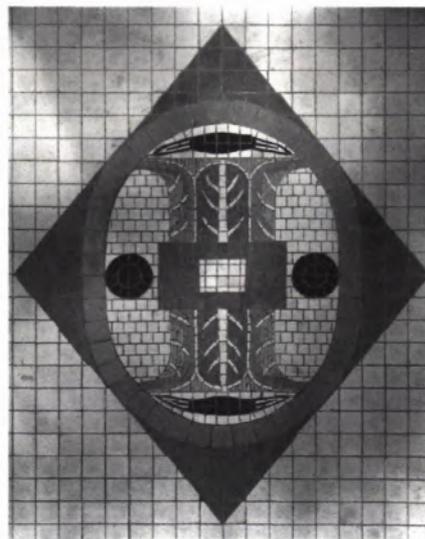
Judith Breuer: Der Marmorsaal in Stuttgart. Ein ehemals architektonisches Prachtstück wartet auf seine Instandsetzung, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 15 (1986), S. 142–146.

Der Marmorsaal im Weißenburgpark Stuttgart, hrsg. von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Stuttgart 1994.

Dr. Judith Breuer

Dipl.-Ing. Gertrud Clostermann

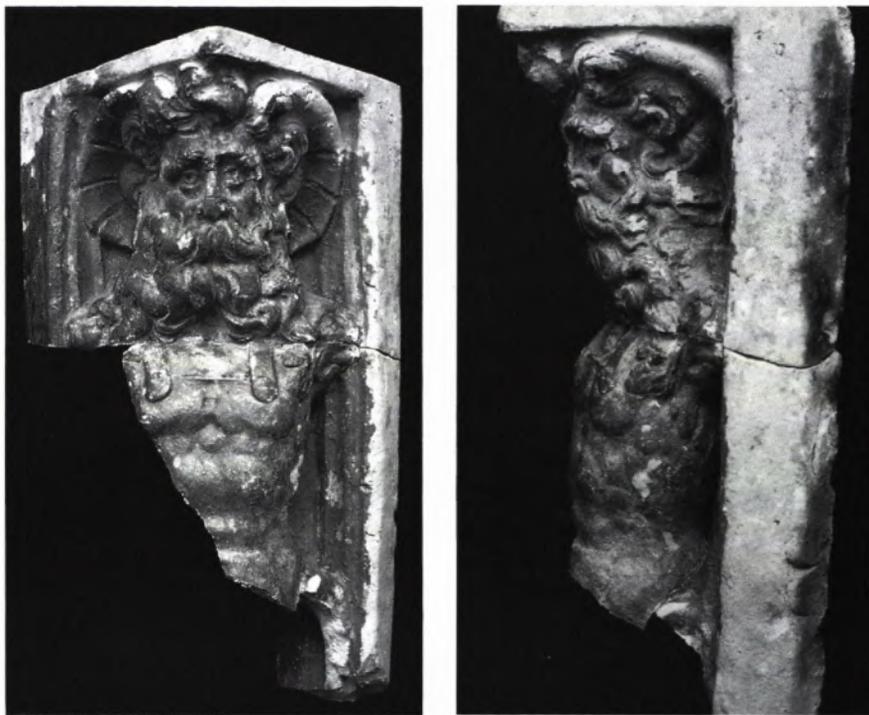
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart



■ 23 Terrasse vor dem Marmorsaal, Mosaikdetail, März 1994. Photo: I. Geiger, LDA.

Ein frühbarocker Kachelofen in Karlsruhe-Durlach, Amthausstraße 11

Harald Rosmanitz



■ 1 Eckkachel mit der Büste eines bärtigen Mannes, aus Durlach, Amthausstraße 11, 13,5 x noch 22,0 cm. Karlsruhe, Landesdenkmalamt.

In welchem Maße großflächige Sanierungen in Städten den archäologischen Quellenbestand dezimieren, ist mittlerweile den meisten, die sich mit Denkmalpflege beschäftigen, bewußt geworden. Daß jedoch auch kleine und kleinste Veränderungen, die vorwiegend der Sicherung des Baubestandes dienen sollen, die Substanz bedrohen und auf lange Sicht erheblich mindern, mag das vorzustellende Beispiel verdeutlichen, das sich ohne Mühe um viele vergleichbare Fälle vermehren ließe.

Die Vielzahl der Eingriffe, die täglich überall erfolgen, könnte die Denkmalpflege nie auch nur annähernd begleiten, stünden ihr nicht freiwillige Helfer zur Seite, die in selbstloser Weise Beobachtungen sammeln und Funde bergen, die andernfalls für die Geschichte des jeweiligen Ortes oder der Region verloren wären. In der Person von Herrn Rosmanitz sind der eifrige Beobachter der Baustellen seiner Heimatstadt Durlach und der enthusiastische Student der Kunstgeschichte, der sich den Kachelöfen verschrieben hat, in glücklicher Weise verbunden.

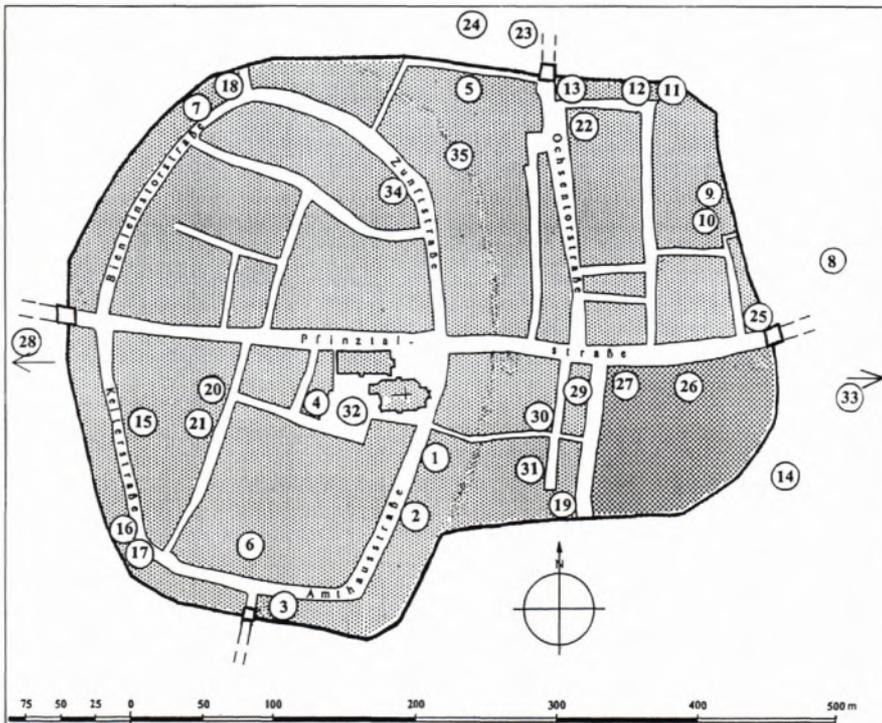
Neben umfangreicheren archäologischen Untersuchungen erbrachten Baustellenbegehungen in den Innenstädten von Durlach und Ettlingen in den letzten zehn Jahren eine Vielzahl von Erkenntnissen zur Stadtentwicklung. Zeugnisse der Vergangenheit treten in Kanalisationsgräben, Dachtraufen, Fachungen und unter Dielenböden zutage. Die Bandbreite der Funde reicht von gotischen Gefäßen

bis zur Uniform eines Freischärlers aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Solche Stücke werden leider nur allzuoft bereits bei den vorbereitenden Maßnahmen zu einer Sanierung der Baubsubstanz freigelegt. In den meisten Fällen handelt es sich um kleinräumige Umbauten, die dem Denkmalamt nur selten gemeldet werden. Wie hoch der Verlust an historischer Substanz sein kann, zeigt sich bei einer

Kartierung der Fundstellen von Ofenkeramik in Durlach (Abb. 2). Von den erfaßten 36 Fundstellen konnte nur an vier vom Landesdenkmalamt gegraben werden. Meist erfolgt die Fundmeldung verspätet, und die Kacheln müssen – aus ihrem Zusammenhang gerissen – vom Schuttcontainer abgelesen werden. Eine systematische Untersuchung der Fundstelle, wie bei den Überresten eines frühbarocken Kachelofens in der Amthausstraße 11, ist eher die Ausnahme als die Regel. Die Bergung ist das Ergebnis des Zusammenwirkens von Staatlichem Hochbauamt Karlsruhe und Landesdenkmalamt.

Parallel zur Bauuntersuchung durch das Institut für Baugeschichte fand in der ersten Jahreshälfte 1993 eine Beobachtung der Sanierungsmaßnahmen durch den Verfasser statt. Da während des Ausbaues nur an wenigen Stellen Bodeneingriffe erfolgten, beschränkte sich die Untersuchung auf die Durchsicht des Füllmaterials in den Dachtraufen, unter den Dielenfußböden und in der Aufschüttung über dem Kellergewölbe. Der Großteil der Fundstücke, vor allem Gefäßreste, gibt Auskunft über die Nutzung des Gebäudes seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Sie stammen weitgehend aus der bis zu zwei Meter mächtigen Gewölbeaufschüttung im Erdgeschoß, die sich aus Bauschutt, wie Sandsteinkleinschlag, Holzspäne, Verputz mit mehrfarbigem Fugenstrich und mit Stroh vermengtem Lehm zusammensetzt. An den beiden seitlichen Segmenten des Baues reichte die Schuttschicht bis annä-

hernd auf das Kellergewölbe herab. Einschlüsse von Halb- und Fertigprodukten der Durlacher Fayencemanufaktur (1723–1847) datieren die Verfüllung in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. In der Schicht lagen auch die Reste eines Kachelofens, dessen Oberseite mit einfach gebildeten Medaillonkacheln besetzt war (Abb. 9, 7–9). Im mittleren Drittel des Baukörpers war die Schuttschicht unter dem Dielenfußboden mit verkohlten oder angekohlten Holzbalken sowie mit verziegeltem Lehm durchsetzt. Gefäßreste weisen die Aufschüttung der Zeit des Pfälzischen Erbfolgekrieges zu, in dessen Verlauf Durlach im Jahre 1689 weitgehend eingeschert wurde. Unter der Brandschicht lag ein intakter Estrich. Er bildete das Auflager für einen Plattenboden aus Sandsteinplatten, wie sie noch im Gewölbescheitel angetroffen werden konnten. Der Estrich bedeckte eine Stampflehschicht. Sie enthielt Keramik und Ofenkacheln aus der Zeit um 1600, so das Fragment einer braun glasierten Kachel mit der allegorischen Darstellung der Rhetorik aus der Serie der Sieben freien Künste (Abb. 9, 10). Die graphische Vorlage stammt von dem Nürnberger Georg Pencz (1500–1550). Auf dem Stampflehm lag ursprünglich ein auf Kanthölzer genagelter Dielenfußboden. An mehreren Stellen war der Stampflehm durch eine nur leicht verdichtete Bauschuttschicht ersetzt worden, die stellenweise bis auf die Gewölbe reichte. Der Bauschutt unter der Estrichschicht kann erst nach Beseitigung des Stampflehms eingefüllt worden sein. Vermutlich geschah dies



■ 2 Verbreitung der bisher für Durlach belegten Fundstellen von Ofenkeramik.

■ 3 Rekonstruktion der Stirnseite des frühbarocken Oberofens aus der Amthausstraße 11. Der keramische Aufbau erhob sich ursprünglich über einem eisernen Feuerkasten. M. ca. 1:7.



■ 4 Kachel mit der Allegorie des Herbstes aus einer Serie der Vier Jahreszeiten, aus Durlach, Amthausstraße 11, 26,0 x 37,0 cm. Karlsruhe, Landesdenkmalamt.

bei einer Reparatur oder einem Umbau des Gewölbes.

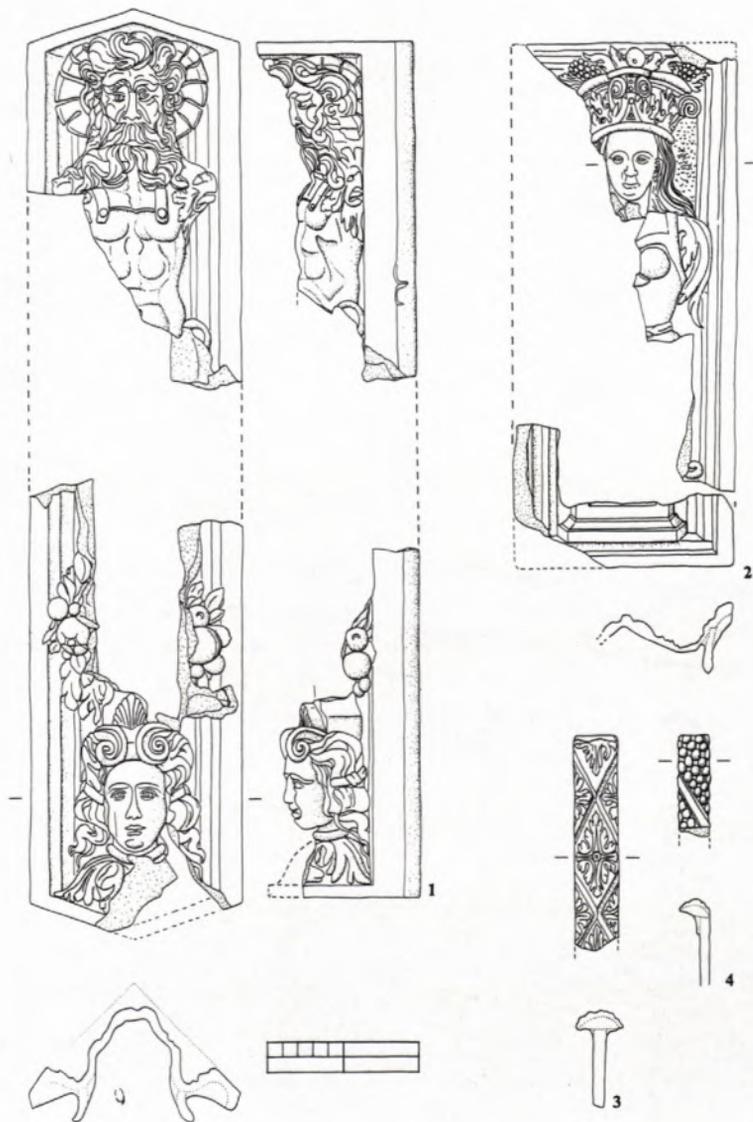
Unterhalb der Sohle der weitgehend fundleeren Bauschuttverfüllung lagen mehr als dreihundert Fragmente eines frühbarocken Kachelofens. Bei allen Kacheln hatte sich die mit Graphit beschichtete Oberfläche unbeschädigt erhalten. Spuren von Brandzerstö-

rung, wie sie beispielsweise auf den Öfen vom Saumarkt in Durlach zur fast vollständigen Zerstörung der Graphitschicht führten, waren nicht zu beobachten. Daher darf angenommen werden, daß der Ofen im Zuge einer Sanierungsmaßnahme abgerissen wurde und in die Auffüllung gelangte. Ein direkter zeitlicher Zusammenhang zwischen der Baumaß-

nahme am Gewölbe und der Zerstörung des Kachelofens liegt nahe. Weiterhin kann vermutet werden, daß der Ofen ehemals im Anwesen stand. Noch vor 1689 riß man den Ofen ab und versah das Erdgeschoß mit einem Plattenfußboden.

Die Beschichtung mit Graphit erlaubt Aussagen über das ursprüngliche Aussehen des Ofens. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts setzte sich am Oberrhein der aus gußeisernen Platten bestehende Ofen als Raumheizung durch. Aus Gewichts- und Kostengründen wurden die meisten Plattenöfen mit einem keramischen Oberbau versehen. Man glied die Kacheln den gußeisernen Ofenplatten an, indem man ihre Oberfläche braun glasierte. Eine weitere Möglichkeit der farbigen Anpassung ist die Beschichtung unglasierter Kacheln mit Graphit. Der Graphitauftrag erfolgte erst nach

dem Setzen der Öfen und dem Ausfügen der verbliebenen Zwischenräume. Die Graphitierung hat rein optisch einen großen Vorteil gegenüber dem Glasurauftrag, zeichnet sich doch das Binnenrelief aufgrund der dünneren Beschichtung wesentlich deutlicher ab. Je nach Feinheit des aufgetragenen Puders nahm die Oberfläche einen blauschwarzen oder silbernen Glanz an. Die Untersuchung der im gleichen Jahrhundert entstandenen Öfen aus dem Bereich des Saumarktes zeigte, daß sich das Aufbürsten des Puders jedoch nicht nur auf den Oberofen beschränkte, sondern auch den gußeisernen Feuerkasten, die Ofenfüße und die Bodenplatte einbezogen wurde. In vorliegendem Fall haben sich weder Teile des Feuerkastens mit seinen kunstvoll verzierten Ofenplatten, noch die eisernen oder steinernen Ofenfüße erhalten. Dies braucht nicht zu ver-

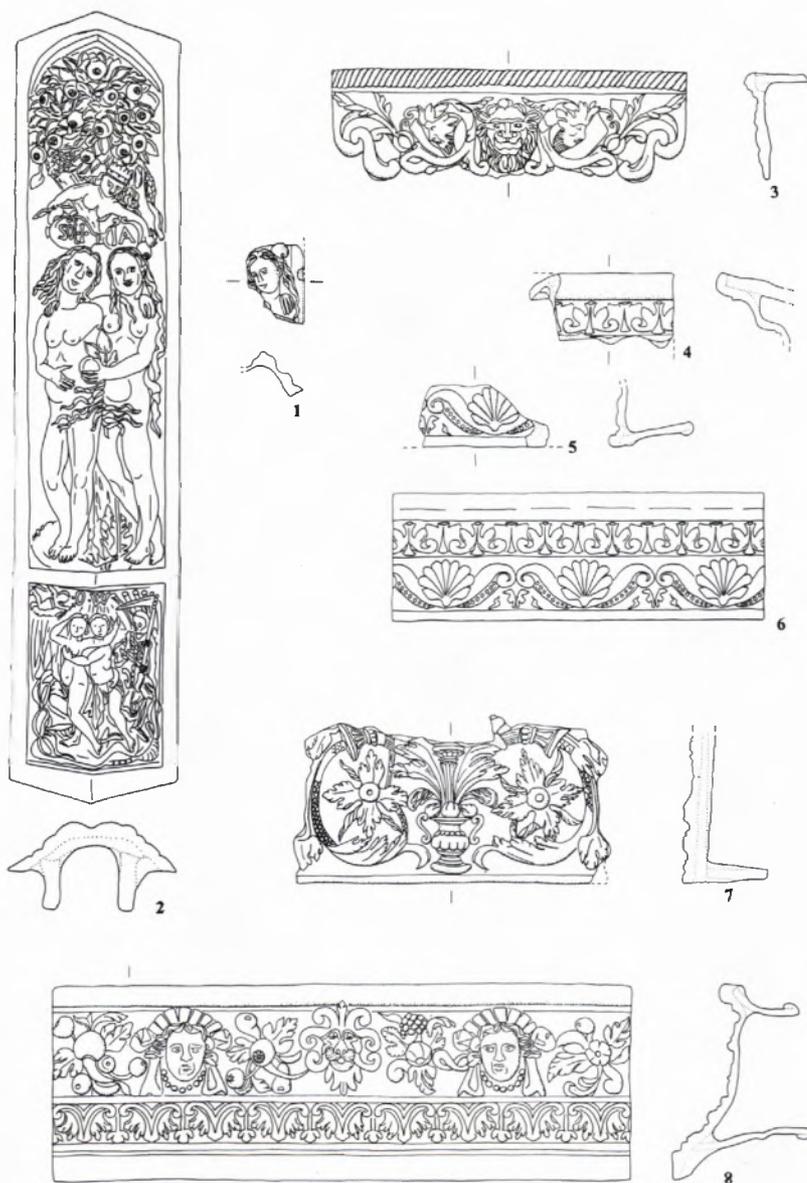


■ 5 Umzeichnung der Kacheln aus der Amthausstraße 11. M. 1:5.

wundern, da beide Ofenteile im Gegensatz zu den hitzeempfindlichen Kacheln so gut wie unzerstörbar sind. Sie besitzen auch nach Abriß des Ofens einen hohen Materialwert. Vermutlich wurden sie in einen später errichteten Ofen übernommen.

Auf der Rekonstruktion der Stirnseite (Abb.3) erkennt man, an welchen Stellen die einzelnen Kacheln in den Ofenkörper eingebunden waren. Alleine die Tatsache, daß nur etwa ein Viertel des ursprünglich keramischen Aufbaus geborgen werden konnte, weist auf den vorläufigen Charakter der Zusammenstellung hin. Renaissancezeitliche und barocke Öfen haben sich am nördlichen Oberrhein nur in seltenen Fällen erhalten, obwohl sie ehemals einen festen

Bestandteil der Inneneinrichtung bildeten. Die Öfen in Museen und Sammlungen sind durchweg Nachbauten unter Verwendung von Originalteilen. Zeitgenössische Abbildungen erweisen sich aufgrund der vergrößerten Wiedergabe der Heizkörper als wenig aussagekräftig. Ein genaues Bild über graphitierte frühbarocke Öfen läßt sich alleine an Ofenmodellen gewinnen, wie sie sich in Basel, Colmar, Straßburg und Stuttgart erhalten haben. Solche Modelle dienten unter anderem zur Ausstattung von Puppenstuben. In erster Linie wurden sie jedoch in den Hafnereien selbst aufbewahrt. Die technisch stimmig gearbeiteten Werkstücke gaben als Muster dem Käufer eine dreidimensionale Vorstellung von dem Aussehen seiner Raumheizung.



■ 6 Umzeichnung der Kacheln aus der Amthausstraße 11 (1,3-5,7,8) mit Vergleichsbeispielen von den Öfen aus dem Bereich des Saumarktes (2,6). M. 1:5.

■ 7 Umzeichnung der Kacheln aus der Jahreszeiten- und Evangelistenserie aus der Amthausstraße 11. M. 1:5.



Nach den Beobachtungen an den Kacheln selbst und an den angeführten Vergleichsstücken besaß der Ofen in der Amthausstraße einen länglichen, an die Rückwand angebauten Feuerkasten und einen kubischen Oberofen. Die Raumheizung war mit Ofenfüßen und Bekrönungskacheln über zweieinhalb Meter hoch. Sie war demnach für einen vergleichsweise großen Innenraum konzipiert. Der mit außergewöhnlich qualitativ geformten Kacheln bestückte Ofen dürfte am ehesten in einem Wohn- und Repräsentationsraum des begüterten Bürgertums oder Adels gestanden sein. Er setzte sich aus einem gußeisernen Feuerkasten mit eiserner Bodenplatte und Abdeckung und einem zweistufigen, keramischen Oberbau zusammen. Die reliefierten Seitenplatten des Feuerkastens waren durch Halbrundstäbe in den Ecken miteinander verklammert. Das Vor-

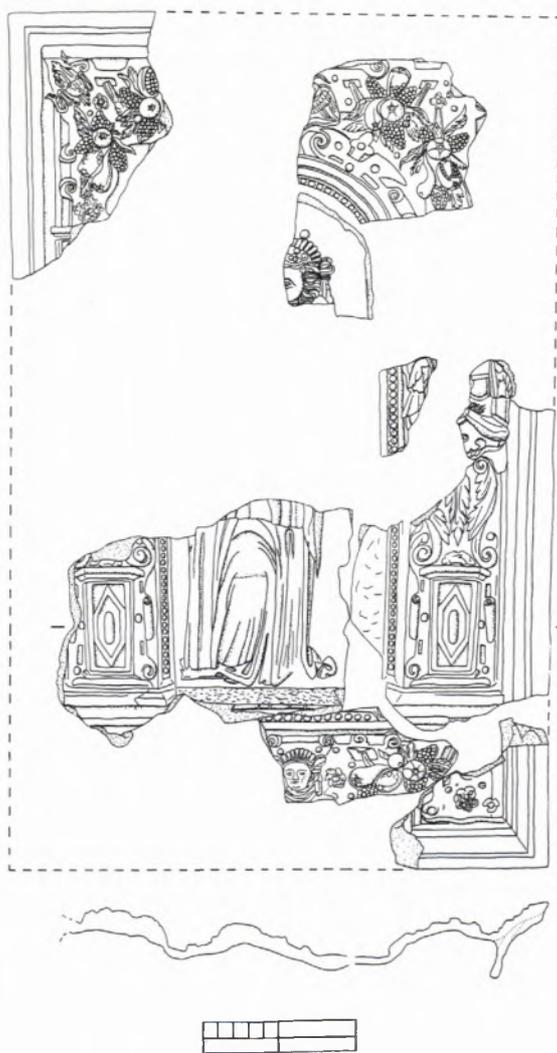
derteil des Ofens ruhte auf Ofenfüßen. Der Boden war zur Aufnahme der Abwärme mit Fliesen ausgelegt. Handelte es sich bei dem gußeisernen Feuerkasten um einen von außen beheizbaren Brennraum, so diente der Oberofen dazu, die Abwärme des Feuers in der Keramik zu speichern und gleichmäßig an die Umgebung abzugeben. Durch das untere Segment, das unmittelbar an die Wand anband, wurden die erkalteten Abgase abgeführt. Gelegentlich finden sich kleine, in den Oberofen eingelassene Nischen. Sie dienten zum Anwärmen von Wasser oder zum Garen von Speisen.

Die Bildersprache der einzelnen Reliefs geht weit über ihre Rolle als schmückendes Beiwerk hinaus. So stehen von den 25 verschiedenen Motiven allein neun Reliefs in einem szenischen Zusammenhang. Die Ka-

cheln gewähren als in sich abgeschlossene Kunstwerke eine Vielfalt von Einblicken in längst vergessene Seh- und Denkweisen.

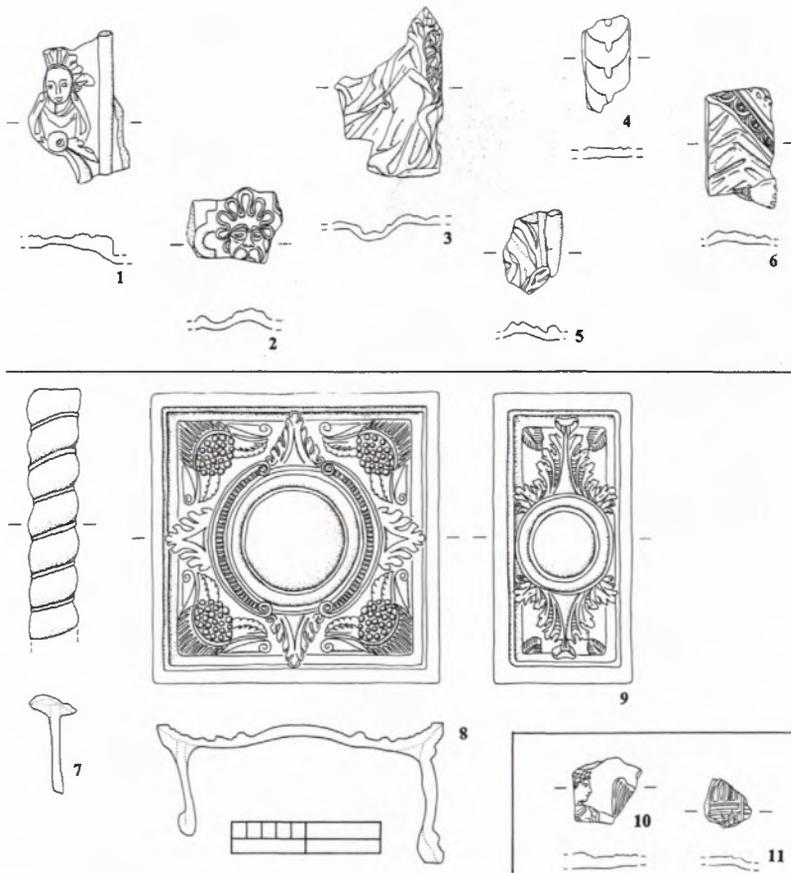
Dies zeigt sich beispielsweise an der Kachel mit bärtiger Männermaske (Abb. 1; 5, 1). Sie diente als dekoratives Element zur Gestaltung der Eckbereiche. Das übereck geführte Relief setzt sich aus mehreren übereinander angeordneten Masken zusammen. Im unteren Drittel erkennt man einen bartlosen Kopf. Er ruht auf einem blattbesetzten Sockel. Der nahtlose Übergang von Figur und Dekorform zeigt sich auch an der Männerbüste in der oberen Bildhälfte. Die Figur ist mit einem Muskelpanzer bekleidet. Anstelle der Arme schließen zwei Tiermasken die Schultern nach außen ab. Der bärtige alte Mann mit Muskelpanzer ist ein Bildmotiv, das in zahlreichen Abwandlungen auf Werken der frühbarocken Kachelkunst vorkommt. So

findet sich derselbe Kopftypus in verkleinerter Form bei der Darstellung des Evangelisten Matthäus wieder, die ebenfalls vom Ofen in der Amthausstraße stammt (Abb. 7, 4). Die vorgestellte Eckkachel nimmt in der Gruppe wegen ihrer feinteiligen Ausbildung eine Sonderrolle ein. Dies zeigt sich deutlich beim Vergleich mit der Eckkachel des Ofens mit reitenden Feldherren aus dem Bereich des Saumarktes (Abb. 10). Die Kachel setzt sich aus einem blätterbesetzten Gesicht, einem geflügelten Engelskopf sowie der Büste eines bärtigen Mannes zusammen. Das Bildmotiv könnte auf den ersten Blick als Versinnbildlichung der Trinität gedeutet werden. Dem widerspricht weniger die als Blattmaske gebildete Verkörperung des Heiligen Geistes, als die cherubimhafte Gestalt Christi. Daß solche Deutungsansätze nicht von der Hand zu weisen sind, zeigt die Leistenkachel im Augustiner-museum in Freiburg i. Br. (Abb. 11).



■ 8 Umzeichnung der Kachel aus der Serie der Fünf Sinne aus der Amthausstraße 11. M. 1:5.

■ 9 Umzeichnung der Kacheln aus der Amthausstraße 11, darunter die Kacheln des Rokokoofens (7–9) und Fragmente von Renaissancekacheln (10–11). M. 1:5.



Dort ist die Büste des bärtigen Mannes in eine Reihe mit zwei weiteren Männerbüsten gestellt, die sowohl die Lebensalter als auch die Dreifaltigkeit symbolisieren.

Auf einem weiteren Fragment erkennt man einen nach links gewendeten Frauenkopf (Abb. 6,1). Er läßt sich beim Vergleich mit Eckkacheln des Heiligenofens vom Saumarkt einem durchaus beachtenswerten Bildprogramm mit der Darstellung des Sündenfalls zuordnen (Abb. 6, 2). Ein Relief in der Sockelzone zeigt die Vertreibung der Stammeltern aus dem Paradies. Die Kacheln aus der Amthausstraße beschränkten sich auf die Wiedergabe des Sündenfalls. Im Hauptbildfeld stehen zwei einander zugeneigte, unbekleidete Ganzfiguren vor einem Apfelbaum mit ausladender Krone. Die Geschraubtheit der Figuren, das Kontrapostmotiv und die Überlängung der Gliedmaßen verdeutlichen die Übernahme manieristischer Gestaltungsprinzipien. Der junge Mann hat seine linke Hand um die Schulter der Frau gelegt und betont die Verbundenheit mit seiner Lebensgefährtin. Mit dem rechten Arm greift er nach einem Apfel, den ihm seine Frau reicht. Über den Köpfen ist die Inschrift SOL IIA ange-

bracht. Die Inschriftentafeln verdecken den unbekleideten Oberkörper einer Frau, der einem Schlangengeiß entwächst. In beiden Händen hält die Figur einen Apfel.

Der Sündenfall bildet einen wesentlichen Bestandteil der mittelalterlichen und neuzeitlichen Bildwelt. Für die Darstellung wählte man den dramatischen Moment der Verführung Adams durch Eva. Noch hält Eva den Apfel in ihrer Hand. Das Einverständnis Adams findet seinen Ausdruck in der Verbundenheit beider Figuren durch die Umfassungsgeste und die einander zugeneigten Köpfe. Trotz der offensichtlichen Übereinkunft weist die Inschrift über den Köpfen auf ein letztes Zögern Adams hin, indem er die Vertretbarkeit seiner Handlung bei seiner Frau mit SOL I (= Soll ich?) noch einmal ausdrücklich absichert, welche seinem Ansinnen mit IA (= Ja) Nachdruck verleiht. Als Vermittler zwischen dem Baum und Eva tritt die Schlange als Verkörperung der Verführung auf. In der Postamentzone ist das Motiv der Stammeltern in verkleinertem Maßstab aufgegriffen. Die beiden Figuren werden von dem Sensenmann nach links getrieben. Er versinnbildlicht die Sterblichkeit, eine der Hauptstrafen für den



■ 10 Maskenbesetzte Eckkachel aus Durlach, Saumarkt, 13,0 x 29,5 cm. Karlsruhe, Landesdenkmalamt.

■ 11 Maskenbesetzte Leistenkachel, 31,0 x 13,5 cm. Freiburg, Augustinermuseum, Inv. Nr. 4322.



Sündenfall. Die Buchstaben OW (= Oh Weh) über den Köpfen unterstreichen den Klage- und Reuegestus Evas. Zahlreiche übereinstimmende Stücke aus Bretten, Durlach und Ettlingen belegen die Beliebtheit der Eckkachel mit Sündenfallrelief am nördlichen Oberrhein und im angrenzenden Kraichgau. Eine Eckkachel aus Rottenburg bildet in dem umrissenen Verbreitungsgebiet bislang eine eher randliche Erscheinung. Eckkacheln mit dem Sündenfallthema sind nur aus kleinstädtischem Werkstattmilieu bekannt, so z. B. aus der im Jahre 1689 zerstörten Hafnerei im Bereich der Alten Markthalle in Ettlingen.

In den Durlacher Ofen war außerdem eine Serie mit den vier Jahreszeiten eingebunden (Abb. 7, 1–3). Solche Vierergruppen, wie die Elemente, Erdteile, Evangelisten, Jahreszeiten, Lebensalter und Weltreiche eignen sich alleine schon aufgrund ihrer Motivanzahl nahezu ideal für die Ausstattung von Öfen mit rechteckigem Grundriß. Eine der bekanntesten Jahreszeiterien ist die um 1600 von dem in Nürnberg tätigen Bossier Georg Vest geschaffene Abfolge, auf der jeweils Ehepaare die Jahreszeiten symbolisieren. Eine hochbarocke Jahreszeiterienreihe aus der Zunftstraße 16a in Durlach stammt aus dem Jahre 1710. Sie belegt eine mehr als hundertjährige Motivtradition. Mit dem Jahreslauf wollte man im Sinne des humanistischen Vergänglichkeitsgedankens den sich zyklisch erneuernden Lebenskreislauf versinnbildlichen.

Vom frühbarocken Ofen in der Amtshausstraße haben sich bis auf die Darstellung des Sommers alle Jahreszeiten erhalten. Sie sind jeweils durch stehende Männer verkörpert. Hinzu kommen für die Jahreszeit typische Attribute. So hält die Allegorie des Herbstes den fruchtbesetzten Zweig eines Apfelbaumes in ihren Händen. Das Haupt ist mit Weinblättern bekrönt. Am Boden erkennt man einen

Weinstock und eine Traubenpresse. Ähnliche Attribute finden sich bei der Allegorie des Monats Oktober aus einer Monatsserie nach Vorlagen von Jost Amman (1539–1591). Die Figuren aus der Durlacher Serie sind jeweils durch deutschsprachige Inschriften auf Kopfhöhe bezeichnet. Die Reliefs besitzen neben der Verkörperung der Jahreszeiten auch noch eine zweite Bedeutungsebene. Dabei durchläuft der Mann im Jahreszeitenzyklus vier Lebensstadien, in deren Verlauf er sich vom Jüngling zum alten Mann entwickelt. Der Winter als letztes Lebensviertel zeigt einen altersgebeugten Greis, der das Fehlen innerer Wärme durch eine Wärmeschale ausgleicht. Bei anderen Jahreszeiterien kann die mehrschichtige Darstellung durch Einbindung von Sternkreiszeichen oder durch Hinzunahme weiterer Folgen, wie der Elementenfolge, erweitert werden.

Die Durlacher Jahreszeitenfolge ist nach Kupferstichen von Jacob Matham (1571–1631) nach Vorlagen von Hendrik Goltzius (1558–1617) gearbeitet (Abb. 12). Eine Inschrift auf der Darstellung des Sommers datiert die Serie in das Jahr 1589. Der in Haarlem lebende Jacob Matham erlangte als Zeichner und Kupferstecher Berühmtheit. Gleichzeitig trat er auch als Verleger von Druckgraphik in Erscheinung. Seine Beziehungen zu dem ebenfalls in Haarlem tätigen Hendrik Goltzius waren sowohl familiärer als auch künstlerischer Natur. Wie sein Stiefvater war Jacob Matham von Anfang an in den Kreis von Künstlern eingebunden, deren manieristische Kupferstiche sich in ganz Nordeuropa großer Beliebtheit erfreuten. Die Motivübernahme von einer graphischen Vorlage war seit der Spätgotik in allen Sparten des Kunsthandwerks üblich. Ein Großteil der Druckgraphik dürfte von Anfang an als Vorlage für Künstler, Illustratoren und Handwerker geschaffen worden sein. Spätestens seit der Renaissance entwickelte sich die Herstellung solcher Blätter zu einem



■ 12 Allegorie des Herbstes, Kupferstich von Jacob Matham nach Vorlage von Hendrick Goltzius, Haarlem, 1589 (aus: *Illustrated Bartsch* 4, 132, Kat. Nr. 142 (166)).

einträglichen Erwerbszweig, in dem eine Vielzahl von Künstlern, besonders in Nürnberg und in den Niederlanden tätig war. Im Frühbarock ging man immer mehr dazu über, vierteilige Szenen niederländischer Meister auf Werke der Kachelkunst zu übernehmen.

Die Durlacher Jahreszeitenreliefs folgen weitgehend der graphischen Vorlage. Der fehlende Bildhintergrund und Vereinfachungen von Details belegen die Anpassung an die Reliefkeramik, auch fehlen die Sternkreiszeichen auf Kopfhöhe. An ihre Stelle tritt die im Kupferstich sehr zurückhaltend angebrachte Benennung des Dargestellten. Als Beschränkung erwies sich die Umsetzung eines Rundbildes in einen hochrechteckigen Rahmen. Die teilweise extreme Verbreiterung der Figur mußte zurückgenommen werden. So erscheint der Herbst auf dem Kupferstich weit fülliger als auf dem Relief. Andererseits werden Versatzstücke, die bislang nur im Hintergrund angedeutet sind, als wesentliche Akzente in das Geschehen eingebunden. So ist die Kelter zur Linken der Figur auf der Vorlage nur mit Mühe in der Landschaft zu erahnen. Gerade das Beispiel der Kelter zeigt, daß man sich nur in groben Zügen an den Vorgaben durch die Druckgraphik orientierte. Man übernahm weder Konzeption noch Bildaufbau bis ins Detail. Die Notwendigkeit der eigenständigen Bildgestaltung ergibt sich bei der Umsetzung des kleinteiligen, figurenreichen Bildprogramms der niederländischen Vorlagen in ein gröber zeichnendes Medium wie das Kachelrelief. Dies führt zur Beschneidung des in sich harmonischen Bildprogramms. Figuren werden aus ihrem Zusammenhang gerissen und können nicht mehr ihre ganze Wirkung entfalten. Der Bossier reagierte auf diese Entwicklung, indem er bei grundsätzlicher Übernahme formaler Kriterien eigene Gestaltungsmittel hinzufügte, die als wesentliche Bildelemente bildbestimmend werden konnten. Mit der Abkehr von der detailgetreuen Arbeit nach graphischen Vorlagen stehen die frühbarocken Kacheln an einem Wendepunkt der Kachelkunst. Der vorgezeichnete Bruch mit der Orientierung an der graphischen Vorlage und die Vorstellung des Ofens als in sich stimmiges Architekturgehäuse und Bildwerk führen seit dem Hochbarock in zunehmendem Maße zur Hinwendung an freiplastisch modellierte, großflächige Dekorzonen.

Die Jahreszeitenserie wird von einer verhältnismäßig einfachen Rahmenarchitektur mit schuppenbandbesetzten Pfeilern umschlossen. In den



■ 13 Kachel mit dem Evangelisten Johannes aus Ettlingen, Entengasse/Martinsgasse, 26,0 x 37,0 cm. Karlsruhe, Landesdenkmalamt.



■ 14 Kachel mit der Allegorie des Herbstes aus Ettlingen, Entengasse/Martinsgasse, 33,0 x 35,5 cm. Karlsruhe, Landesdenkmalamt.

Zwickeln erkennt man Löwenköpfe. Derselbe Rahmen in Verbindung mit der Darstellung des Evangelisten Johannes (Abb. 13) fand sich zusammen mit der Allegorie des Herbstes (Abb. 14) bei Grabungen im Bereich der Entengasse/Martinsgasse in Ettlingen. Johannes gehört zu einer Evangelistenserie aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, deren Hauptverbreitungsgebiet am nördlichen Oberrhein und in Reinhessen liegt. Weitere Vertreter der Serie sind für Öfen in Nürnberg bezeugt. Eine Kachel aus der Evangelistenserie war auch in den Ofen aus der Amthausstraße eingebaut. Im Gegensatz zur Evangelistenserie besitzen wir bislang nur wenige Kenntnisse über die Verbreitung der Jahreszeitenserie Durlacher Ausprä-



■ 15 Kachel mit einer Allegorie aus der Serie der Fünf Sinne aus Gerolzhofen, 35,0 x 51,0cm. Gerolzhofen, Privatbesitz (Photo: Hans Koppelt, Gerolzhofen).

gung. Lediglich die Allegorie des Herbstes aus Ettligen (Abb.14) bestätigt, daß das Motiv sich zumindest im regionalen Umfeld einiger Beliebtheit erfreute. Für das Ettliger Stück wählte man eine andere Rahmenarchitektur, deren Zwickel mit Rankenwerk besetzt sind. Der annähernd quadratische Rahmen erweist sich als viel zu breit für das hochrechteckige Innenfeld. Daher kam es zur Ausbildung von Randstreifen zu beiden Seiten des Innenfeldes. Ein schuppenbandbesetztes Fragment aus der Verfüllung in der Amthausstraße legt jedoch nahe, daß ähnliche Rahmenformen auch in Durlach zu erwarten sind.

Von der größten Kachel mit einer Breite von 36 Zentimetern und einer Höhe von 56 Zentimetern haben sich nur neun unzusammenhängende Fragmente erhalten (Abb.8). Erst eine Kachel aus der Altstadt von Gerolzhofen (Abb.15) gibt eine Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt des Rahmens. Über einer breiten, masken- und fruchtebesetzten Sockelzone erhebt sich die von Hermen flankierte Arkade. Die Zwickelfelder sind mit Fratzen und Fruchtgebinden dekoriert. Im Bogenscheitel erkennt man einen geflügelten Puttenkopf. Der flächendeckende, feingliedrige Dekor ist zur Gänze mit Beschlag- und Rollwerk hinterfangen. Von der Figur im Innenfeld hat sich nur ein Teil des Gesichtes und des Rockes erhalten. Sie läßt sich jedoch mit Hilfe einer Kachel aus den Beständen des Frauenhausmuseums in Straßburg rekonstruieren (Abb.16). Es handelt sich um eine stark gelängte Frauenfigur in kostbaren Kleidern. Sie blickt in einen Handspiegel, den sie mit der rechten Hand vor ihr Gesicht hält. Der Kachelrahmen des Straßburger Stückes wird von kannelierten Säulen mit korinthischen Kapitellen bestimmt. In den Zwickeln sitzen palmwedelhaltende Engel mit Füllhörnern. Weitere Kacheln mit dieser Rahmung haben sich in Alzey, Rothenburg o. T. und Straßburg erhalten. Sie zeigen im Innenfeld jeweils eine stehende Frau. Sie hält entweder einen Spiegel, eine Laute oder einen Fruchtkorb. Aufgrund der Attribute läßt sich die Darstellung einer Serie der Fünf Sinne zuweisen, bestehend aus Sehen, Hören, Schmecken, Riechen und Fühlen. Der Fruchtkorb symbolisiert den Geschmack, die Laute das Gehör und der Spiegel das Gesicht (= das Sehen). Waren die Sinnesallegorien zu Beginn der Renaissance weitgehend mit christologischen Themen verknüpft, neigte man in der ersten Hälfte des 17.Jahrhunderts zu einer weltlicheren Auffassung des Themas. So finden sich neben der Darstellung von ste-

henden oder sitzenden Frauenfiguren auch Galanterieszenen. Als weitere Attribute können Tiere hinzukommen, denen man besonders ausgeprägte Sinneswahrnehmungen zuschreibt. So verkörpert beispielsweise der Adler das Sehen. Häufig verwendete man Sinnesallegorien auch als Assistenzfiguren in besonders aufwendig gestaltetem Rahmenwerk.

Die Überlegungen zu den einzelnen Kacheln geben Anhaltspunkte zur Datierung des Ofens. Als frühestmöglicher Zeitpunkt kommen die Jahre nach 1589 in Betracht, als die graphischen Vorlagen zur Jahreszeitenserie zur Verfügung standen. Weitere Dekorformen, wie das ausgeprägte Beschlag- und Rollwerk, die Masken mit Radhauben oder die mit Blattkapitellen besetzten Hermen fanden im ersten Drittel des 17.Jahrhunderts Eingang in die Formensprache der Kachelkunst. So trägt ein in Stuttgart aufbewahrtes Model – eine Negativform zur Herstellung von Ofenkacheln – auf seiner Rückseite die Hafnersignatur LK und die Jahreszahl 1610 (Abb.6,8,17). Die Jahresnennung gibt den Beginn der Kachelfertigung mit der entsprechenden Negativform an. Erst die Zusammenschau von Stilanalyse, datierten Vergleichsstücken und die Einbeziehung des archäologischen Befundes ermöglichen eine zeitliche Zuordnung des Ofens in das erste Drittel des 17.Jahrhunderts. Die graphischen Vorlagen für die Jahreszeitenserie waren zu diesem Zeitpunkt bereits fast fünfzig Jahre alt. Dies braucht jedoch nicht zu ver-



■ 16 Innenfeld mit einer Allegorie des Sehens aus der Serie der Fünf Sinne, 33,0 x 47,0 cm (Rahmen). Straßburg, Frauenhausmuseum, Inv. Nr. 82.



■ 17 Model einer Gesimskachel mit Maskenbesatz, rückseitig datiert und signiert LK 1610, 41,0 x 13,5 cm. Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum, ohne Inv. Nr.

wundern, zeigt doch das Beispiel der Öfen aus dem Bereich des Saumarktes, daß nach Kupferstichen niederländischer Manieristen geschaffene Ofenkacheln auch noch am Ende des 17. Jahrhunderts in Gebrauch waren.

Die Öfen bildeten nicht nur aufgrund ihrer Funktion den Mittelpunkt des häuslichen Lebens. Die Kacheln geben eine Vorstellung davon, wie viel Mühe man sich bei der Ausschmückung der Raumheizungen machte. Gerade die Fragmente aus der Amtshausstraße 11 in Durlach zeugen von der Darstellungsfreude und der Ideenvielfalt des südwestdeutschen Hafnerhandwerks im Frühbarock. Ihre Bildersprache sollte gleichermaßen als Lehr- und Präsentationsobjekt dienen. Sie ermöglicht sogar weitreichende Rückschlüsse auf die Geisteshaltung ihres Auftraggebers. Somit erhalten die Reliefs den Charakter eines Zeitzeugnisses, um dessen Lesbarkeit sich Archäologen, Keramikforscher, Kunsthistoriker und Volkskundler bemühen. Der frühbarocke Kachelofen aus Durlach zeigt auch, wie lohnend sich die Auswertung eines vergleichsweise unspektakulären Objektes erweisen kann, das eher nebenbei und fast unbemerkt zutage getreten ist.

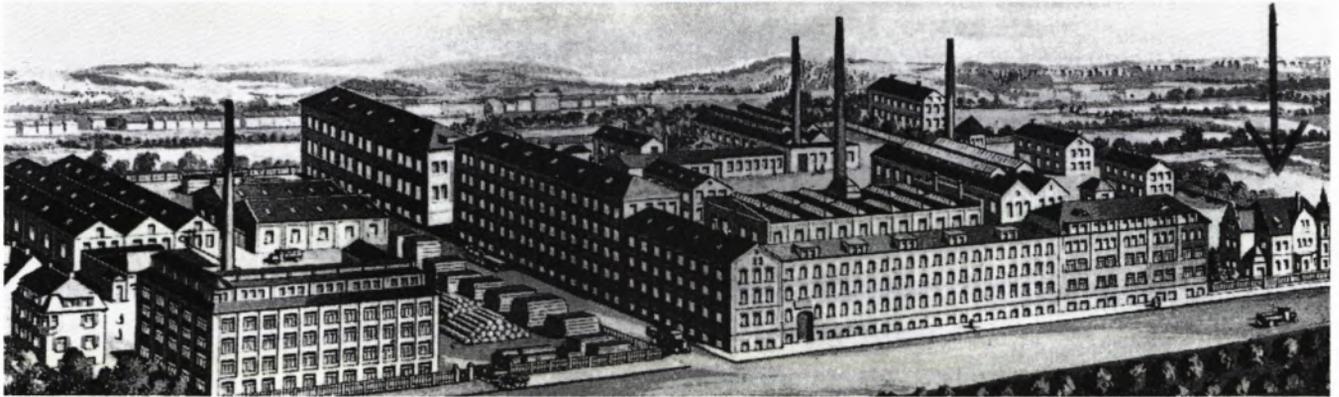
Literatur:

- Karl Gustav Fecht, *Geschichte der Stadt Durlach*, Heidelberg 1869, 661–664.
 Eva Heller-Karneth/Harald Rosmanitz, *Alzeyer Kachelkunst der Renaissance und des Barock*, Alzey 1990, 47–50, Kat. Nr. 35–37.
 Emil Lacroix/Peter Hirschfeld/Wilhelm Paeseler, *Kunstdenkmäler Badens*. Karlsruhe Land, Karlsruhe 1937, 89.
 Susanne Mück/Erhard Schmidt, *Ofenkachelmodel aus dem Gebäude Marktstraße 36 in Ravensburg*, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes* 18 (1989) 132–137.
 Harald Rosmanitz, *Die barocken Kachelöfen aus dem Haus eines Kaufmanns im Bereich des Saumarktes in Karlsruhe-Durlach*, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 1992, 352–355.
 Harald Rosmanitz/Sophie Stelzle, *Monatsdarstellungen auf Ofenkacheln nach Radierungen von Jost Amman. Überlegungen zur Bildersprache und zu den graphischen Vorlagen einer oberrheinischen Figurenserie aus dem 16. Jahrhundert*, in: *Ettlinger Hefte* 27 (1993) 49–57.
 Wulf Schirmer, *Durlacher Bauten. Die Anfänge des Wiederaufbaus nach 1689*, in: *Durlacher Geschichte. Fünf Vorträge in der Karlsburg (Karlsruher Beiträge 5)*, Karlsruhe 1990, 81–111.
 Johannes Wilhelm, *Funde in Kulturdenkmälern – Dokumente im Bauschutt*, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 16 (1987) 152–154.

Harald Rosmanitz
 Rebenstraße 6
 76226 Karlsruhe

Die Grusen-Villa, ein Bau dokumentiert wirtschaftliche Prosperität

Friedrich Jacobs



Schwenningens bauerlicher Kern, jüngst in den noch erhaltenen Teilen erfolgreich saniert, dokumentiert den geschichtlichen Ursprung des Ortes. Genau hier, Ob dem Bückle, steht heute noch das Stammhaus der Firma Schlenker-Grusen.

Die ersten Anfänge industrieller Fertigung von Zeitmeßgeräten wurden in diesem Fachwerkhaus vollzogen. 1888 beginnend lag 17 Jahre lang die Produktion in ländlicher Idylle.

1905 läßt Jakob Schlenker-Grusen (1855–1913) in unmittelbarer Nähe des Stammhauses eine Fabrikanten-Villa großbürgerlichen Stils für die repräsentativen Wohnbedürfnisse seiner Familie bauen. Auf dem Areal stadtauswärts hinter den Gebäuden entsteht eine weitläufige Fabrikationsanlage: der wirtschaftliche Aufschwung Schweningens dokumentiert sich in bürgerlicher Architektur. Das Büro für Architektur und Kunstgewerbe Blasius Geiger erkannte die Zeichen der Zeit. Neben Gaststätten und Wohnhäusern für leitende Angestellte war Blasius Geiger der Architekt für gehobene Ansprüche in Schweningen.

Von dem großbürgerlichen Prachtstück von 1905 war der Bauzustand in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts weit entfernt. Fast 25 Jahre lang wurde das Gebäude so gut wie nicht genutzt, das Schieferdach war schadhaft, die hochwertige Ausstattung

stark in Mitleidenschaft gezogen, die Ansicht schäbig.

Direkt neben dem sanierten bauerlichen Kern Schweningens gab die Grusen-Villa ein trauriges Bild am Rande des Ensembles ab. Erste Kontakte zwischen der Stadt Villingen-Schwenningen, dem Eigentümer und dem Landesdenkmalamt reichen bis in das Jahr 1982 zurück. Die Vorgespräche gipfeln 1988 in einer Rüge des Oberbürgermeisters, der auf die Erhaltungspflicht nach § 6 Denkmalschutzgesetz hinweist. Dennoch war der Dialog in Gang gekommen, Rahmenbedingungen wurden abgesteckt:



■ 2 Jakob Schlenker-Grusen.

■ 1 Verlauf der Oberdorfer Straße in Schweningen, Firmengebäude, rechts die Villa. Das Fachwerkhaus, heute noch vorhanden, fehlt hier in der Darstellung.

Das Gebäude sollte den Eigentümer nicht wechseln. Die Vorstellungen der Denkmalpflege zum Erhalt sowohl der Außenhaut als auch der inneren Einrichtung wurden heftig diskutiert. Starke Schäden durch das undichte Dach sowohl an den Deckenmalereien, den historischen Tapeten, den Holzeinbauten und am Tüfer ließen den Eigentümer die denkmalpflegerischen Sanierungsmaßnahmen zunächst als unrealistische Forderungen ansehen. Das Objekt sollte sich nach der behutsamen, im Sinne einer Restaurierung geplanten Sanierung wieder rechnen und der Kapitaleinsatz mit den Erlösen in einem vernünftigen Verhältnis stehen. Ein Restaurierungskonzept wurde entwickelt. Gleichzeitig wurde das Dach als Sofort-Maßnahme in Angriff genommen und die Schieferdeckung erneuert. Schritt für Schritt kamen einzelne Gewerke zur Entscheidungsreife. Auf der Seite des Investors sollte die Sanierung „etwas Rechtes“ bringen, die Denkmalpflege wollte so viel historische Substanz erhalten wie möglich. Da waren z. B. die alten Fenster, die wahrlich nicht den Eindruck machten, als würde man mit ihnen Wärme und Schallschutz verbinden und gleichzeitig eine lange Lebens-



■ 3 VS-Schwenningen, Oberdorfstraße 16, Hauptansicht.



■ 4 Oberdorfstraße 16, Erdgeschoß, Wohnraum.



■ 5 Oberdorfstraße 16, Erdgeschoß, Wohnraum.

dauer gewährleisten können. Einer der Holzrestauratoren verdeutlichte mit einer kleinen Vorführung die Qualität der historischen Fenster anschaulich, indem er sich während einer Diskussion über die Stabilität der historischen Fenster schlicht an einen schwingenden Flügel hingte – und das Fenster hielt.

Wärme und Schallschutz wurden durch die Aufdoppelung einer weiteren Scheibe erreicht. So gelang es, mit den Nutzungswünschen nach Langlebigkeit, nach Wärme- und Schallschutz durch die Reparatur der historischen Fenster einerseits Geld zu sparen, andererseits durch die Erhaltung der Proportionen der Sprossen und der Fensterteilung das Gesicht des Hauses von außen zu wahren. Die Partner aus Handwerk und Restaurierungszunft haben erheblich zum Gelingen der Maßnahme beigetragen und brachten auch durch Gewährleistungen überzeugende Argumente in die Diskussion.

Im Jahr 1990 kam es zur Vorbereitung der Eintragung des Objekts in das Denkmalbuch (§ 12 Denkmalschutzgesetz). Der Landesdenkmaltag 1990 in Villingen-Schwenningen hat nachhaltig das Verantwortungsgefühl für historische Bausubstanz in der Doppelstadt unterstützt.

Schon bei der Materialwahl des neuen Daches stellte sich natürlich die Frage der Kosten. Der vorgegebene Baustoff Schiefer, der dem Charakter des Baus Rechnung trägt, konkurrierte mit einer Betondeckung. Bei dieser Entscheidung trug zum ersten Mal das Vertrauen zwischen Eigentümer und Denkmalpflege. Schiefer wurde gewählt. Im Herbst 1991 wurde das Nutzungskonzept fixiert. Dort, wo früher die beiden Familien Schlenker-Grusen junior und senior residierten, sollte gewerbliche Nutzung bei Beibehalt der Raumaufteilung und der Abgeschlossenheit der Wohnungen einziehen. Die Zimmer der Bediensteten im Dachgeschoß wurden zur Wohnung umgebaut.

Als die Restaurierung begann, kam bei der Abnahme des Täfers im Flur ein bedenklicher Befund zutage: Hausschwamm. Plötzlich stand die gesamte Sanierungsmaßnahme in Frage. Erst die gutachterliche Stellungnahme des Schädlings-Sachverständigen zeigte einen Weg zur erfolgreichen Beseitigung des Befalls auf. Diese Maßnahme rettete einen Großteil der historischen Ausstattung. Unter Abwägung aller Aspekte, des Befalls, der Sanierungsmöglichkeit, der bereits getätigten Investitionen, wurde der gemeinsame Entschluß getroffen:



■ 7 Erdgeschoß, Wohnraum, Deckendekor.

„Wir wollen weitersanieren“. Bei der Entscheidungsfindung halfen Erfahrungen bei bereits erfolgreich durchgeführten Hausschwammsanierungen.

Die lange Phase der Nichtnutzung des Gebäudes sowie die Nichtbeachtung von Schäden im Dachbereich hatten zu gravierenden Feuchtigkeitsschäden bei der Ausstattung geführt. Einbauschränke, Stukkaturen, Täfer und historische Tapeten hatten gelitten und bedurften restauratorischer Maßnahmen zum Erhalt und zur teilweisen Wiederherstellung. Negativ hatten sich das Fehlen einer funktionierenden Heizung über mehrere Jahre und die erwähnte Feuchtigkeit ausgewirkt. Dies war der Nährboden für den Hausschwamm. Aus Kostengründen wurde auf die Offenlegung und somit die Restaurierung der Malerei im Treppenhaus verzichtet. Man ergriff lediglich konservierende Maßnahmen, bevor die Malerei zugedeckt wurde.

An der Außenhaut wurden Natursteinarbeiten nur im akuten Gefährdungsbereich durchgeführt. Altersspuren wurden bewußt belassen. Es fanden sich glücklicherweise Handwerker und Restauratoren mit großem Gespür für die handwerklichen und kunsthandwerklichen Leistungen der Jahrhundertwende. Von der gußeisernen Garteneinfriedung und Fenstergittern, Sandsteindekor an der Fassade, über Holzarbeiten (Täfer, Einbaudekor und anderes), vegetabile Deckenmalerei, florale und geometrische Stuckarbeiten bis zum Prunkkachelofen und zur Prägetapete



■ 6 Erdgeschoß, Wohnraum, Prägetapete.



■ 8 Oberdorfstraße 16, 1. Obergeschoß, Salon.



■ 9 Oberdorfstraße 16, Erdgeschoß, Salon.

reicht die Palette der Materialgruppen, die am Haus vorzufinden waren. Bei all diesen Arbeiten wie bei der Bleiverglasung im Treppenhaus galt der Arbeitsansatz „Reparatur vor Ergänzung oder Erneuerung“.

Dieses Ziel wurde im Zusammenwirken aller Beteiligten erreicht. Seit dem Frühjahr 1993 ist das Haus wieder vollständig nutzbar. Den Lohn für die be-

sonderen Mühen gab es in Form des „Peter-Haag-Preises“, mit dem der Schwäbische Heimatbund die Maßnahme 1993 auszeichnete.

Dr. Friedrich Jakobs
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg

Zur Entstehung des mittelalterlichen Buchhorn (Friedrichshafen)

Ergebnisse der Vorbereitung des „Archäologischen Stadtkatasters“

Andrea Bräuning



■ 1 Das zerbombte Friedrichshafen im Jahre 1944. Im Bild die Altstadt mit St. Nikolaus (vorne) und Schloßkirche (im Hintergrund). Stadtarchiv Friedrichshafen.

Im 2. Weltkrieg wurden zahlreiche Städte Baden-Württembergs zerstört. Die Chance, die ihr Wiederaufbau für die Archäologie bot, konnte vorwiegend in Städten mit archäologischen Institutionen genutzt werden. Deren Schwerpunkt lag mehr in Kirchengrabungen und weniger in der Erforschung stadtartiger Siedlungen. Zudem bestand noch keine rechtliche Handhabe, denn erst 1972 trat das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz in Kraft. Die daraus entstehenden vielfältigen denkmalpflegerischen Verpflichtungen ließen zunächst wenig Raum für mittelalterliche Siedlungsforschung, zu der auch die Stadtarchäologie zählt.

Die Baumaßnahmen, die im Zuge der „Stadtsanierung“ und der „städtebaulichen Erneuerung“ in den 70er und 80er Jahren folgten, umfaßten immer größere Flächen und griffen in einem rasanten Tempo immer tiefer in die historische und archäologische Substanz ein. Sie berührten die Belange der archäologischen Denkmalpflege in zunehmendem Maße und überstiegen die vorhandene Arbeitskapazität. Diesem Umstand wurde 1987 mit der Schaffung einer Referentenstelle für Stadtarchäologie Rechnung

getragen. Man erkannte, daß präventive Untersuchungen notwendig sind. Neue Mittel mußten gefunden und erprobt werden, weil andere Prospektionsmethoden wie die Luftbildarchäologie und neuerdings auch die Geophysik im überbauten Stadtgebiet nur bedingt eingesetzt werden können.

Der „Archäologische Stadtkataster“, in Baden-Württemberg von J. Oexle 1988 initiiert, setzte sich zum Ziel, die scheinbar gegensätzlichen Interessen von Stadterneuerung und Denkmalpflege zu entschärfen. In den einzelnen Erhebungsschritten werden die wissenschaftlichen Grundlagen für eine denkmalpflegerische Beurteilung einer mittelalterlichen Stadt erarbeitet. Den Kommunen – als Träger der Stadterneuerung und der archäologischen Denkmalpflege – will man Unterlagen und Informationen an die Hand geben, aus denen schnell und präzise erkennbar ist, wo Abstimmungs- und Kooperationsbedarf mit der archäologischen Denkmalpflege besteht. Gleichzeitig ist beabsichtigt, Flächen mit archäologischer Substanz zu markieren, um die Kommunen – bei denen die Planungshoheit liegt – aus ihrer Handlungsunsicherheit zu

entlassen und sie für ihre Geschichte zu sensibilisieren.

Methodisches

I. Der erste Erhebungsschritt in den Jahren 1988 sah zunächst vor, in einem kurzen Zeitraum die bereits bekannten Informationen für die betroffenen Städte in einen Plan umzusetzen: Zum einen kartierte man die Lage der mittelalterlichen Stadt innerhalb ihrer Begrenzung – der spätmittelalterlichen Stadtmauer. Zum anderen wurde – sofern bekannt – die Ausdehnung der präurbanen Strukturen außerhalb der mittelalterlichen Kernstädte und Stadtmauern gekennzeichnet. Zudem umfaßte diese Phase das Abgrenzen der flächenmäßigen Ausdehnung und Überlagerung der frühmittelalterlichen, römischen und vorgeschichtlichen Befunde.

Um offenkundig zu machen, daß durch die Stadterneuerung Belange der archäologischen Denkmalpflege massiv tangiert werden, zeichnete man in die Katasterkarten die förmlich festgelegten Sanierungsgebiete nach dem Städtebauförderungsgesetz bzw. dem Baugesetzbuch ein. Als Vorabinformation gingen diese Karten an alle betroffenen Kommunen und stießen dort auf reges Interesse. Die konstruktive Zusammenarbeit

zeigte sich in der äußerst positiven Resonanz (44% Rücklauf von 306 Städten), die zu zwei Dritteln mit Ergänzungsvorschlägen und Verbesserungen verknüpft war.

II. Diesem ersten Schritt folgte 1992 der zweite, der eine qualifizierte Bewertung der mittelalterlichen Kernstädte vorsieht. Die große Anzahl der betroffenen Städte zwang zur Schwerpunktbildung. Der unterschiedlich starke Veränderungsdruck in den einzelnen Städten bestimmte die Prioritätensetzung. Methodisch galt es, die Frage zu beantworten, wie vom heutigen Stadtbild ausgehend die Genese einer Stadt bzw. ältere Vorgängersiedlungen ermittelt werden können, da bekanntlich die urkundliche Überlieferung erst zögerlich im Hochmittelalter einsetzt.

Vorarbeiten

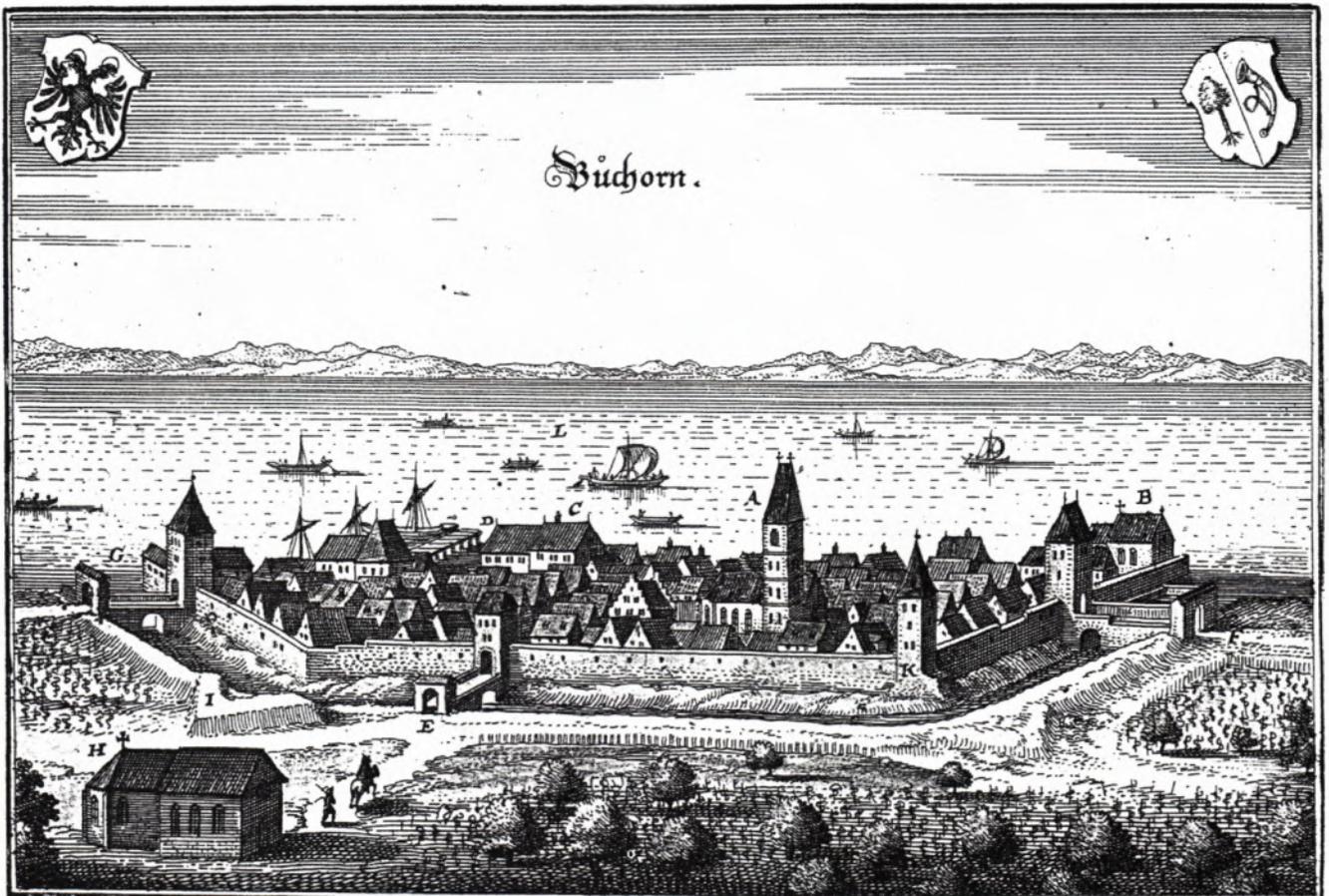
Zuerst stützten wir uns auf bereits Bekanntes: Zum einen auf die Denkmallisten der Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie der Vor- und Frühgeschichte und des Mittelalters – soweit sie für die jeweilige Stadt vorliegen –, in die Kulturdenkmale nach §2 und §12 (§28) Denkmalschutzgesetz (DschG) eingetragen werden. Zum anderen auf die Ausweisung von Grabungsschutz-

gebieten nach § 22 und Gesamtanlagen nach § 19 DschG sog. Ensemble obertägiger Baudenkmäler. Die Denkmallisten informieren über alle quellenkundlich lokalisierbaren Kulturdenkmale. Stützten wir uns nur auf die archäologischen Listen – sofern vorhanden –, käme zerbombten historischen Städten etwa wie Friedrichshafen oder Ulm keine archäologische Bedeutung mehr zu, weil die Listen über die „anonymen Kulturdenkmale“, die archäologischen Funde und Befunde, keine Auskunft geben können. Dazu müssen andere Methoden angewandt werden, die im folgenden erläutert werden.

Fehlstellenkartierung/ Bodeneingriffe

Es galt nun festzustellen, welche Flächen überhaupt noch archäologische Substanz vermuten lassen. Die „Fehlstellenermittlung“, eine Art „Schadensplan der archäologischen Substanz“, zeigt anhand einer modifizierten Abstufung der Bodeneingriffe nach Metern, welche Bereiche der Stadt noch „Geschichte im Boden“ bergen und eines respektvollen Um-

■ 2 Buchhorn von Norden, 1643 von Matthäus Merian, Kupferstich, Stadtarchiv Friedrichshafen.



gangs bedürfen. Diese rein quantifizierende Erhebung der intakten Flächen hat nur dann einen Sinn, wenn ihr eine qualifizierte Bewertung des historisch-archäologischen Bestandes folgt: Die möglichen archäologischen Restflächen müssen mit weiteren Daten auf ihren Gehalt hin „unterfüttert“ werden.

Überlagerungspläne

Ziel des anschließenden Schrittes der Überlagerung des Urkatasters aus dem letzten Jahrhundert mit dem modernen Kataster sowie diverser Zwischenstufen ist es, festzustellen, ob sich die Parzellen, Grundstücksgrößen, Gebäudegrundrisse, Hofraiten etc. in den letzten ca. 175 Jahren seit dem Beginn der kartographischen Landesvermessung verändert haben, oder ob die ursprüngliche Parzellierung beibehalten wurde.

Historische Bausubstanz und Kellerkataster

In diese Überlagerungskarte werden – sofern noch vorhanden – die erhaltene historische Bausubstanz sowie „historische“ Keller (sog. Kellerkata-

ster, sofern erstellt) kartiert. Ihr Alter kann durch Dendrodaten (dendrochronologisch bestimmte Hölzer), etwa durch Dachstuhluntersuchungen, ermittelt werden. Ferner ist die Entstehungszeit mancher Häuser durch die schriftliche Überlieferung bekannt. Dies kann bedeuten, daß diese Gebäude im gleichen Gebäudegrundriß seit dem Spätmittelalter dort bestanden. Je nach Häufigkeit der Übereinstimmung ist somit eine Rückschreibung der Parzellierung bis weit ins Spätmittelalter möglich. Die dazugehörigen Keller können aber ältere Strukturen belegen, wenn ihre Grundrisse entscheidend vom aufgehenden Bauwerk abweichen, die Keller also nur wiederverwendet wurden.

Orts- und landesgeschichtliche Literatur sowie archäologische Zeugnisse

Die Hauptarbeit liegt in der fachkundigen Auswertung einerseits der orts- und landesgeschichtlichen Literatur und andererseits in der Aufarbeitung und Auswertung der vorhandenen archäologischen Zeugnisse. Aus Urkunden, Chroniken, Ansichten u. a. so-

wie archäologischen Beobachtungen und Lesefunden wird der Versuch unternommen, die Genese der Stadt bzw. den Zustand vor der Stadtwerdung im Spätmittelalter zu rekonstruieren. Die Schriftquellen greifen selten über das 13. Jahrhundert hinaus, den Zeitpunkt der Entstehung der meisten Städte. Die frühesten verwendbaren Bildquellen stammen vor allem aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Sie aber prägen und bestimmen bis heute unsere Vorstellung von der mittelalterlichen Stadt. Die Stadtgründung des 13. Jahrhunderts überlagert aber oft vollständig eine ältere, vorstädtische Bebauungsstruktur, die deshalb über die genannten Quellen nicht mehr erschließbar ist. Nur in Einzelfällen scheint die ältere Struktur noch durch oder ist uns durch Überlieferung oder Nennung in Urkunden oder durch archäologische Aufschlüsse bekannt. Dieses Problem ist ausschließlich mit den Methoden der Archäologie zu lösen.

III. Der dritte Erhebungsschritt besteht in der Zusammenschau der Ergebnisse. Diese wissenschaftliche Bewertung der als archäologisch relevant ermittelten Flächen dient als Grundlage



■ 3 Urkataster von Friedrichshafen von 1824. Stadtarchiv Friedrichshafen.

und Ravensburg mit intaktem mittelalterlichem Baubestand – auf den ersten Blick einer „archäologischen Wüste“ gleicht. Dadurch erklärt sich auch die Wahl dieser Stadt als Untersuchungsobjekt und zeigt, daß kriegszerstörte Städte für die Archäologie interessant und spannend sein können. Das Beispiel Friedrichshafen legt zudem dar, daß die Belange der Bau- und Kunstdenkmalpflege nicht automatisch die der archäologischen Denkmalpflege berühren und umgekehrt.

Der aktuelle Anlaß unserer 1992 begonnenen Untersuchungen und unseres Interesses war die Planung einer Tiefgarage mit 40 Stellplätzen auf dem Kirchplatz nördlich der Nikolauskirche sowie von zwei weiteren Tiefgaragen in der näheren Umgebung. Dieser Bereich um den Kirchplatz gilt schon in der „mittelalterlichen Liste“ als Kulturdenkmal und somit als einer der sensibelsten Bereiche der Altstadt, was ich im weiteren belegen werde. Diese Planungen sind aber noch lange nicht das Ende beabsichtigter unkontrollierter Eingriffe in den historischen Boden. Das Wirtschaftswachstum ohne Rücksicht auf Verluste hat die Nichtbeachtung der „Bodenquellen“ zur Folge und spiegelt ein gebrochenes Verhältnis der Stadt zu ihrer Tradition und Geschichte.

Eine langsame Rückbesinnung auf die eigene Vergangenheit setzte in Friedrichshafen – ein reiches Mittelzentrum Baden-Württembergs – erst im letzten Jahrzehnt ein. Sichtbar wurde dies etwa durch die Schaffung einer Stelle im Jahr 1985 für den ersten hauptamtlichen Stadtarchivar, 40 Jahre nach Kriegsende, die seitdem G. Wieland innehat. In der Zwischenzeit oblagen diese und andere Tätigkeiten dem Oberstudienrat U. Paret. Ohne seine unermüdlichen Baubeobachtungen und archäologischen Untersuchungen, die er ehrenamtlich in seiner Freizeit durchführte, wären auch diese Zeugnisse zerstört worden. Seine archäologischen Recherchen und keramischen Funde sowie seine historischen Studien helfen uns heute, das Bild der verlorenen Geschichte Friedrichshafens aus Mosaiksteinchen zusammenzusetzen. Äußerst verwunderlich ist deshalb, die einseitige Ausrichtung der Konzeption auf „Technik und Kunst“ des neuen millionenschweren (60–70 Mio. DM), internationalen „Zeppelin-Museum“-Projekts. Die Stadtgeschichte ist wieder mal „außen vor“, denn auch im Nachkriegsmuseum (Bodenseemuseum im Rathaus) kam die vorgesehene stadthistorische Abteilung nie zustande.

Wie kann man nun dieser mangelnden Sensibilität der eigenen Geschichte gegenüber begegnen? Nur durch Grundlagenforschung werden die Voraussetzungen geschaffen, das Interesse an Stadtgeschichte zu wecken und zu fördern. Die Aufklärung schafft erst das Bewußtsein, das dann zum Umdenken der Planung und zur Ausweisung alternativer Standorte führt. Dazu gehört natürlich auch der positive Beleg noch intakter archäologischer Flächen in Stadt und Umland.

Die Fehlstellenkartierung anhand der Bauakten für die Altstadt erbrachte v. a. für die Zeile zwischen der See- und Karlstraße, für Hinterhofbereiche und die Plätze intakte Flächen. Die Überlagerung des Urkatasters von 1824 mit dem heutigen zeigt zwar übereinstimmende Gebäudegrundrisse, aber wenige davon beruhen auf altem Baubestand. Dazu gehören u. a. das alte Pfarrhaus mit der Stadtmauer (Karlstraße 2), inzwischen in einen Neubau mit Tiefgarage inkorporiert, sowie einige Gebäude in der Karl- und Seestraße. In den anderen Fällen handelt es sich um Neu- und Umbauten in der Karl- und Seestraße. Zwar versuchte man die Kleinparzellierung sowie die Hauptstraßen (Karlstraße und Wilhelmstraße) beim Aufbau beizubehalten, im wesentlichen hat sich aber der Parzellenzuschnitt in Friedrichshafen durch den Neuaufbau geändert. Nur zum Teil orientieren sich die Neubauten an den alten Grundstücksgrößen. Ein Kellerkataster existiert nicht. Ob die noch intakten Gewölbekeller der im Krieg ausgebombten Gebäude, wie sie im „Zerstörungsplan“ von Friedrichshafen vom 6.2.1947 kartiert sind, tatsächlich wiederverwendet wurden, konnte anhand der Bauakten nicht geklärt werden.

Die archäologisch-historischen Recherchen stießen aufgrund der vernichteten Archivbestände und der damit verbundenen schlechten Quellenlage auf große Schwierigkeiten. Das Auswerten der landes- und ortsgeschichtlichen Literatur sowie das Studium des archäologischen Materials, der Unterlagen, Untersuchungen und Vorberichte von U. Paret erbrachten grundsätzlich neue Erkenntnisse, die ich nun in chronologischer Folge erläutern werde.

Der Stadtbereich von Friedrichshafen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Uferrandsiedlungen im Umfeld der Altstadt sind aufgrund von Einzelfunden (Einbaum: Karlstraße 40/42, Steinwaffen und Steinwerkzeuge in Höhe



■ 5 Friedrichshafen und Umgebung. Kartengrundlage: verkleinerter Ausschnitt aus TK 1:25 000, Bl. 8322, Friedrichshafen. Herausgegeben vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. Vervielfältigung genehmigt: AZ.: 5.11/1044. 1 Buchhorn (Ausschnitt). 2 Hofen (Ausschnitt). 3 Lage der ehemaligen Wolfgangskapelle. 4 Lage des Klosters Löwental. 5 Lage des ehemaligen Siechenhauses. Nicht kartiert: römische, merowingerzeitliche sowie prähistorische Fundstellen.

des Hafens) und der topographischen Situation wahrscheinlich, jedoch nicht genau lokalisierbar. P. Goessler spricht zudem von Pfahlreihen außerhalb des Hafens, die unterschiedlich interpretiert werden können, seien es Uferansiedlungen oder die dazugehörigen Palisaden oder Wellenbrecher.

Aus dem Altstadtgebiet Friedrichshafens kennt man bislang nichts Römerzeitliches. In den Außenbezirken gibt es Hinweise auf römerzeitliche Besiedlung, etwa westlich des Ortskerns von Jettenhausen, in der Umgebung des Klosters Löwental (Zahnradfabrik Werk I, Kantine) sowie zwischen der Rotach und der Allmannsweilerstraße in der Flur Maierhöfle, wo zahlreiche Lesefunde auf eine Ziegelei hinweisen könnten. Zu den bedeutendsten römerzeitlichen Befunden zählt das singuläre „Freilandbecken“ (11,2 m lang und 7,6 m breit) mit Badegebäude (13 m breit) und Hypokaustanlage, das wohl zu einem römischen Gutshof, einer „villa rustica“, gehörte. Körperbestattungen, die in der Südostecke des heutigen Hauptfried-

hofes und in der Nähe der Kreuzung Hoch- und Albrechtstraße ange schnitten wurden, könnten auf eine merowingerzeitliche Besiedlung hindeuten.

Das heutige Friedrichshafen entstand am 17. Juli 1811, als König Friedrich von Württemberg die beiden schon im Mittelalter bestehenden Siedlungskerne Buchhorn und Hofen vereinigte, von denen im folgenden die Rede sein wird, und der neuen Stadt seinen Namen gab.

Die mittelalterliche Siedlungsentwicklung

Der zuerst als Buchhorn bezeichnete Ort lag nicht im heutigen Altstadtbereich, sondern am Platz des heutigen Schlosses. Schriftliche Quellen zu Buchhorn („Buachihorn“ 838) finden sich bereits in karolingischer Zeit. Sie betreffen Rechtsgeschäfte („vicus“, 872, 883, 886 n. Chr.), die in Buchhorn zugunsten des Klosters St. Gallen abgeschlossen wurden. Im 11. Jahrhundert wird in chronikalen Quellen eine gräfliche „Burg“ faßbar, in deren Be-

reich die Eigenkirche St. Andreas (vermutlich schon um 800 gegründet) fiel. Östlich dieser „Burg“ lag der Wirtschaftshof mit Mühle und Mühlweiher.

Um 1085 stiftete Gräfin Bertha, Ehefrau des Buchhorer Grafen Otto I., ein zur Grablege bestimmtes Frauenkloster, das spätere Kloster Hofen, das bis 1419 bestand. In das Kloster wurden Teile der Grafenburg einbezogen. Auch der einstige „vicus“ mußte zugunsten der neuen Anlage weichen und entwickelte sich östlich davon, an der Mündung des Mühlbaches, als „Klosterweiler“ neben Wirtschaftshof und Mühle neu. Diese Häusergruppe, die zum Teil bis ins 19. Jahrhundert bestand, erhielt den Namen „Hofen“. Diese Bezeichnung übernahm auch später das Kloster, nachdem der alte Name „Buchhorn“ auf die im 13. Jahrhundert gegründete Stadt übergegangen war.

1089 fiel, nach dem Tode Otto II., die Siedlung Buchhorn samt Kloster an die Welfen, die wiederum 1130 das Kloster samt Pfarrkirche dem Benediktinerkloster Weingarten übergaben, während die übrigen Güter 1189 an die Staufer gingen. Das Kloster Hofen wurde 1634 durch die Schweden zerstört. In den Jahren 1695 bis 1702 entstand unter Einbeziehung älterer Teile die heutige Barockanlage mit großem Wirtschaftshof (1706). Die Anlage fiel 1806 an das Haus Württemberg, 1812 wurde die Schloßkirche für den evangelischen Gottesdienst bestimmt und das Konventgebäude in den Jahren 1824 bis 1830 zur königlichen Sommerresidenz umgebaut und ist heute immer noch im Besitz des Hauses Württemberg.

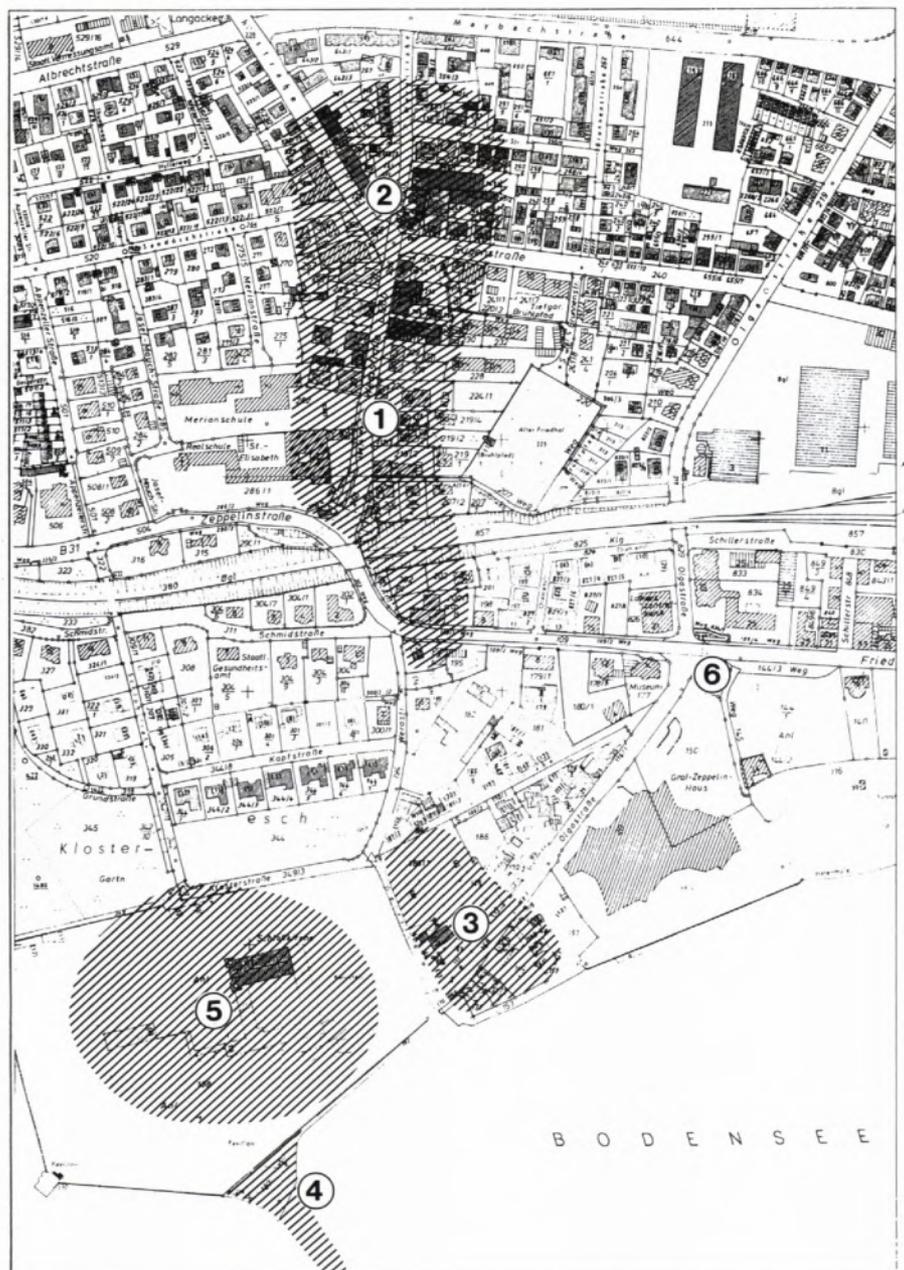
Obertägig sichtbare Zeugnisse der Siedlung und des Grafensitzes haben sich nicht erhalten. Noch erhaltene Keller sind möglicherweise mit dem Steinhaus des 15. Jahrhunderts bzw. mit der Grafenburg des 11. Jahrhun-

derts in Verbindung zu bringen. Aufgrund der nachweisbaren Lage der ehemaligen Andreaskirche kann der Grafensitz lokalisiert werden, weil die Zeichnung des Klosters Hofen von Gabriel Bucelin aus dem Jahre 1633 die Kirche parallel zur Klosterkirche inmitten eines Friedhofes zeigt. Dieser wurde 1895 bei Ausgrabungen im Schloßhof angeschnitten. In seiner Rekonstruktion der Hofener Klosteranlage vermutet G. Wieland die Andreaskirche unter dem Südflügel des heutigen Schlosses.

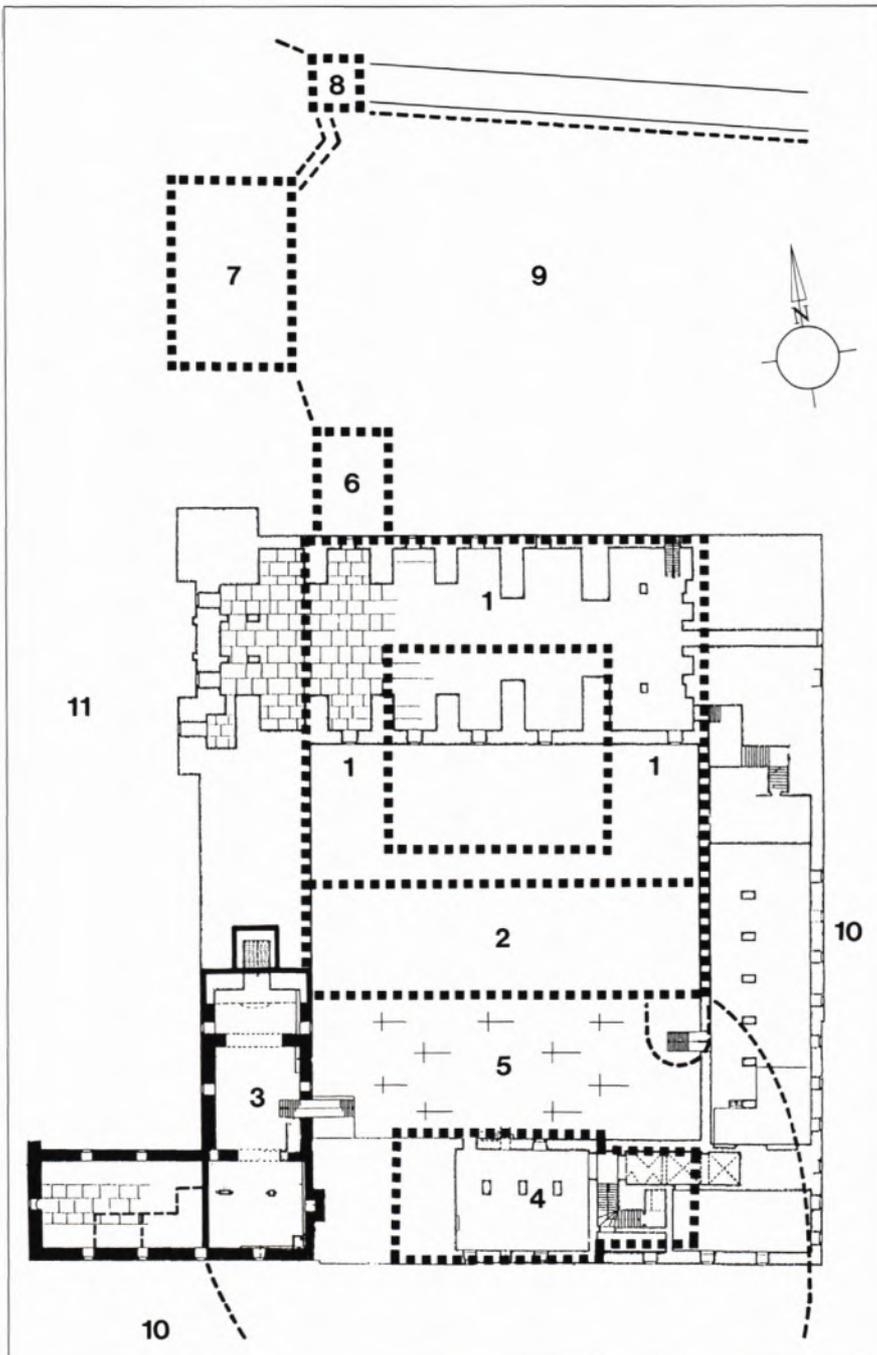
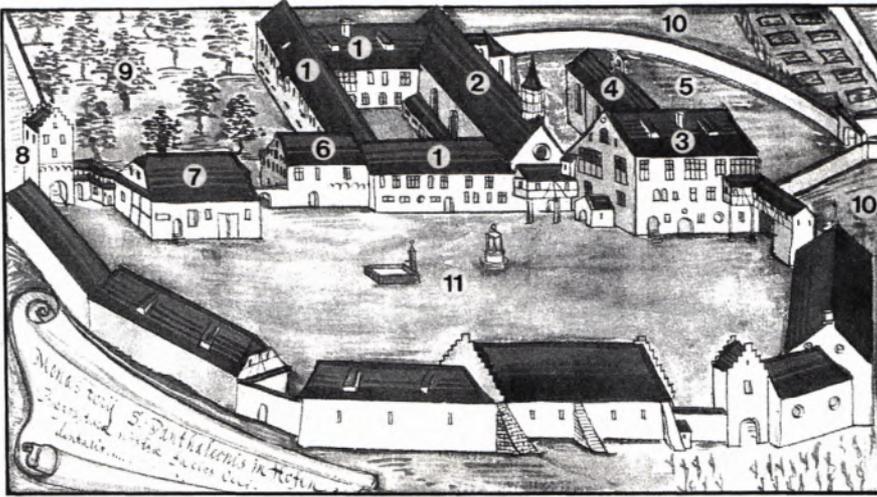
Außer der Siedlung um Burg und Kloster kennt man einige hundert Meter nördlich davon eine weitere Siedlung, das 1296 („in Dorf prope Buchorne“) und 1343 („ze Dorf und ze Hofen by Buchhorn“) erwähnte „Dorf“, auf einer Hochterrasse gelegen.

Landestelle in Hofen

Südöstlich des heutigen Promenadensteigs war wohl die Landestelle, die schon zu Zeiten des mittelalterlichen Klosters, möglicherweise auch des Grafensitzes bestand. Erstmals erwähnt wird sie im Jahre 1626, als das Kloster Weingarten dort eine „Städe“ errichtete. Jedoch könnte die Nennung eines „Scheffmachers“ und einer Schiffswerkstatt im Lagerbuch von 1427 ein indirekter früherer Hinweis sein. Über das Aussehen der Hafenanlage und der dazugehörigen Lagergebäude sowie einer möglichen Ansiedlung wissen wir nichts. Spätestens 1695 war die Schiffslände weiter westlich auf der Höhe des Südportals des Schloßparkes. Die Pfählungen sind heute noch bei Niedrigwasser sichtbar.



■ 6 Ausschnittskarte: Hofen (Altbuchhorn). 1.2 Dorf Hofen mit ehemaliger Gerichtsstätte. 3 ehemaliger Siedlungsbereich für Dienstleute und Handwerker des Grafensitzes und des Klosters. 4 ehemalige Schiffslände. 5 ehemaliger Grafensitz bzw. Kloster Hofen (heute Schloß). 6 ehemaliges Buchhorer Zollhaus in Hofen.



■ 7 Kloster Hofen von Westen 1633 (oben). Aquarell von Gabriel Bucelin 1642, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart. Rekonstruktion der Klosteranlage vor 1634 nach G. Wieland, unterlegt: Kellergrundriß der Klosteranlage von 1695–1702, aufgenommen 1930. 1 dreiflügeliger Konventsbau des ehemaligen Frauenklosters mit Kreuzgang im Erdgeschoß, Küche in der Nordwestecke sowie Speisesaal im Nordflügel. 2 Klosterkirche St. Pantaleon mit Stiftergrab (Mauerreste bis 2 m Stärke um 1895 im südlichen Schloßhof angegraben). 3 Mönchsbaus mit verschiedenen Sälen, darunter der große Keller (Außenwände des Kellers auf der Ost- und Südseite heute noch erhalten), vermutlich identisch mit dem „Steinhaus“ des 15. Jhs. bzw. mit der Grafenburg des 11. Jhs. 4 Pfarrkirche St. Andreas für Buchhorn und Hofen. 5 Friedhof für Buchhorn (bis 1629) und Hofen (bis 1634). 6 Haus für Laien und Gäste. 7 Torkel mit Wohnung des Winzers. 8 Tor gegen Hofen und Buchhorn. 9 Obstgarten. 10 Weingarten. 11 großer Klosterhof, eingerahmt von Scheuern und Stallungen auf der Nord-, West- und Südseite.

Der Markt und die Entwicklung zur Stadt Buchhorn, aus historisch-archäologischer Sicht

Östlich von den Siedlungen „Dorf“ und „Hofen“ entstand auf dem gegenüberliegenden „Landvorsprung“ eine Fischer- und Marktsiedlung, auf die später der Name Buchhorn übertragen wurde. Pfahlgründungen im Stadtgebiet – sporadisch bei Abrissen von U. Paret (s. u.) beobachtet – lassen vermuten, daß die alte Uferlinie nördlicher, im Bereich der heutigen Karlstraße, verlief. Das legt die Vermutung nahe, daß der „Landvorsprung“ künstlicher Natur ist. Das bedeutet, daß man vermutlich im Hochmittelalter damit begann, in der Flachwasserzone Land zu gewinnen. Selbst die Seestraße, die heutige Uferpromenade, ist eine Aufschüttung des 20. Jahrhunderts (1912/13, verbreitert 1965).

Für das frühe 13. Jahrhundert ist ein Markt durch die Nennung eines „mercator de Buochorn“ aus dem Jahr 1219 belegt. Doch ist zu vermuten, daß sich unter den Staufern (s. o.) die Siedlung zur Stadt entwickelte, weil 1241 die „cives de Buchorn“ bereits Reichsteuer bezahlten und 1247 der „civitas“ ein Amman vorstand. 1275 bestätigte dann König Rudolf von Habsburg die städtische Autonomie und verlieh Buchhorn die Rechte der Reichsstadt Überlingen.

Nach der lokalen Überlieferung besaß die Stadt von Anfang an den gleichen Umfang, wie er durch die frühesten Stadtpläne des 19. Jahrhunderts dokumentiert ist. Trotzdem liegt die Vermutung einer vorstädtischen Besiedlung in kleinerem Umfang nahe. Eine Datierung dieser älteren Siedlung ist heute nur noch anhand der von U. Paret gemachten keramischen Funde seiner archäologischen Baugrubenbeobachtungen in der Altstadt möglich, die somit von evidenter Wichtigkeit sind, weil sie allein ein älteres Buchhorn belegen. Charakteristische Scherben aus den Fundamentresten des einstigen Bodenseesee-

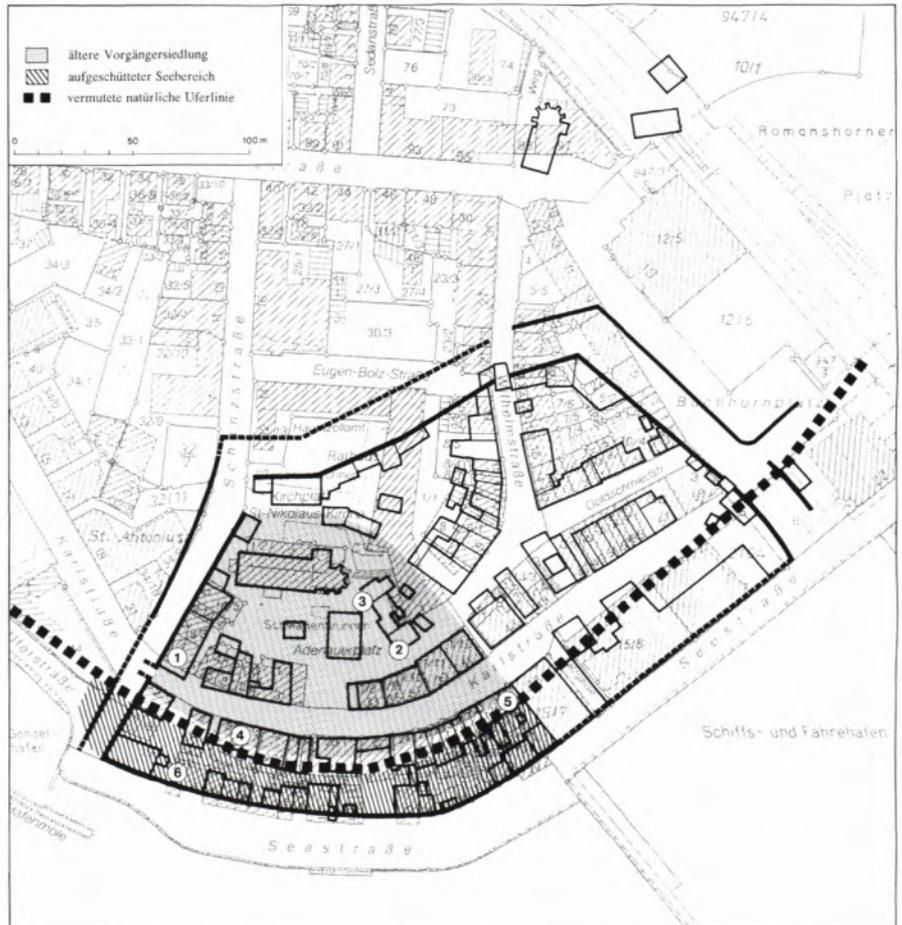
■ 8 Buchhorn im Hochmittelalter: Hypothetischer Rekonstruktionsversuch (archäologische Fundstellen und archäologische Areale von besonderer Bedeutung). 1 Funde des 11./12. Jhs., Kreuzlinger Pfleg-hof, Schanzstraße 23 und Karlstraße 2 (ehemaliges Bodenseemuseum). 2 Funde des 11./12. Jhs., Wilhelmstraße. 3 Funde des 11./12. Jhs., Kanalgraben östlich der Nikolauskirche. 4 Pfahlgründungen, Karlstraße 10/12. 5 Mauerreste, Karlstraße 36/38. 6 Pfahlgründungen, Seestraße 2, frühest mögliche Fälldaten 1127, 1131, 1149.

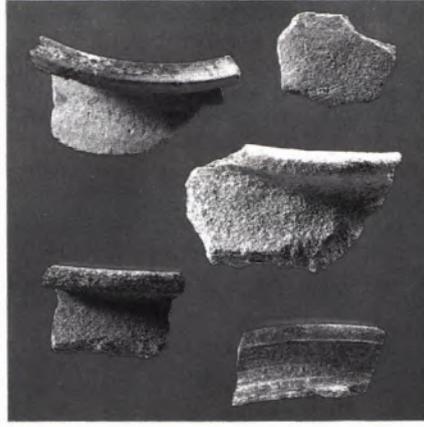
museums datieren in das 11./12. Jahrhundert. Ferner kommt drei weiteren Scherben gleicher Zeitstellung – ein Randscherben mit Wellenlinie auf der Schulter aus der Wilhelmstraße sowie zwei Randscherben aus einem Kanalgraben östlich der Nikolauskirche – größte Bedeutung zu, weil sie zu den ältesten mittelalterlichen keramischen Zeugnissen aus der Altstadt von Friedrichshafen gehören. Diese unscheinbaren und über die Jahre getretenen Funde sprechen deutlich für eine frühere Siedlungstätigkeit im Altstadtbereich. Aus dieser vorstädtischen Siedlung könnte sich bereits im frühen 13. Jahrhundert eine ältere Stadt entwickelt haben, die dann erst später nach Osten und Süden erweitert wurde. Bereits G. Wieland und A. Schneider fiel bei der Beobachtung der alten Straßenstruktur Buchhorns ein gleichschenkliges Dreieck auf. Abgegrenzt würde dieses im Süden durch die alte Uferlinie, die südlich der heutigen Karlstraße verlief, im Westen durch den bis ins 19. Jahrhundert beibehaltenen und stadtbildprägenden Stadtgraben (heutige Schanzstraße), der mit Zwingermauern umgeben war. Im Osten nehmen wir eine Begrenzungslinie vom späteren Schulhaus ausgehend über die Schwesternsammlung (Beginen) und die Kirchgasse zur Westwand des spä-

teren Gredhauses am Hafendamm an (Abb. 2 D). Letztere Vermutung wird v. a. gestützt durch die in den Bauakten verzeichnete Baumaßnahme (Karlstraße 36/38) aus dem Jahre 1969, die den Abbruch einer zwischen den Gebäuden Karlstraße 36 und 38 in Nordsüdrichtung verlaufenden bis zu 1,80 m starken Mauer belegt.

Die natürliche Uferlinie des Sees, die hier als südliche Begrenzung der Stadt angenommen wurde (d. h. ohne die heutige Seestraße sowie die Häuserzeile zwischen See- und Karlstraße), wie man dies von anderen Bodensee-städten wie Konstanz kennt, wird vermutlich erst im Zuge der Stadtwerdung im Hoch- und Spätmittelalter aufgeschüttet. Für eine weiter nördlich verlaufende Uferlinie sprechen zudem die von U. Paret freigelegten Pfahlgründungen unter der Museumsruine (Kreuzlinger Hof, Schanzstraße 23/Karlstraße 2) und hinter den Häusern Karlstraße 10 und 12.

Innerhalb dieses Dreiecks sind die Baulinien auf den nördlichen Bereich um die Nikolauskirche ausgerichtet und unterscheiden sich damit deutlich von denen außerhalb der angenommenen Ostmauer. Der Raum nördlich der Kirche gewinnt dadurch, und zusätzlich durch einige dort





■ 9 Randscherben mit Wellenlinie aus der Wilhelmstraße. Datierung 11./12. Jh. Stadtarchiv Friedrichshafen.

■ 10 Vier mittelalterliche Randscherben aus einem Kanalgraben östlich der Nikolauskirche, darunter zwei Scherben, die ins 11./12. Jh. datieren. Unten links ein einfacher Rand, oxidierend gebrannt, Mitte rechts ein Leistenrand, reduzierend gebrannt. Stadtarchiv Friedrichshafen.

nachweisbare Steinbauten (Weiße Sammlung/Beginnenhaus, 1271 erstmals urkundlich erwähnt) große Bedeutung als Ausgangspunkt der Entwicklung dieser frühen Phase: Der Merianstich von 1643 zeigt nordwestlich der Nikolauskirche (Abb. 2, links von A) ein mehrgeschossiges Haus mit Staffelgiebel, das möglicherweise mit dem erwähnten Steinhaus identisch ist. Wichtig wäre die Klärung der Frage nach dem unbekanntem Stifter dieses stattlichen Anwesens und Steinhauses und seiner ursprünglichen Nutzung, der mit der Gründungskernthese eines älteren Buchhorn in Verbindung zu bringen wäre.

Ferner zeigen der Merianstich von 1643 und der Idealplan von 1818 in der Nordwestecke der Stadtbefestigung beim Pulver- oder Diebsturm (Abb. 2, rechts von K) Maurerreste im Grabenbereich (heute südlich des Zollamtes, auf der Höhe des Brunns). Möglicherweise sind diese einer früheren Befestigung zuzuweisen, für die sich ein chronikaler Beleg bei A. Rief findet. Die Bauakten der Schanzstraße 5 (heute Commerzbank) belegen neben einer Zwingermur zudem noch andere Mauerreste, die nicht eindeutig interpretiert werden können. Die hohe Wahrscheinlichkeit des Bestehens einer älteren Stadtgründung wird zudem deutlich unterstrichen durch die Feststellung, daß alle wesentlichen, für die Stadt von Anfang an notwendigen Einrichtungen, seien es städtische oder kirchliche, innerhalb dieses Bereiches angesiedelt waren. Wie und ob dieses Areal befestigt war, kann nicht eindeutig beantwortet werden.

Eine Erweiterung in den Grenzen der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt erfolgte dann im ausgehenden 13. Jahrhundert. In diese Zeit fiel dann auch die Errichtung der Stadtmauer, die ein Areal von ca. 3,7 ha umschloß. Über ihre Bauzeit berichten jedoch keine schriftlichen Quellen. Die Stadtmauer zog von der

Südwestecke beim späteren Spital (Abb. 2B) in NNO-Richtung, wurde vom Untertor unterbrochen (Abb. 2F, heutige Karl-/Schanzstraße), durch das die von Hofen und dem westlichen Bodensee kommende Straße in die Stadt führte. Diese Hauptstraße, auch Vordere Gasse genannt (heute Karlstraße), verlief westöstlich parallel zum Ufer. Oberhalb der Nikolauskirche (Abb. 2A) bog die Mauer beim Diebs- oder Pulverturm (Abb. 2K) nach Nordosten zum Obertor (Abb. 2E, heute im Bereich der Wilhelmstraße) in die Obertorgasse ab (oberer Teil der Wilhelmstraße). Kurz vor dem Tor trafen sich die Landstraße von Lindau und die „Kornstraße“, die von Norden aus Riedlingen und Saugau kam; diese fiel auf den letzten Kilometern, von der Trautenmühle an, mit der aus dem Seewald kommenden Fernstraße aus Ulm/Ravensburg zusammen. Östlich des Obertors bog die Mauer nach Südosten zum See ab und stieß dort auf die Seemauer. Durch das „Türli“ (Abb. 2G, Karlstraße/heutiger Buchhornplatz) führte ein Weg zur Sommerstäde, den Hafenanlagen. Die Mauer war mit einem Graben umgeben, der durch einen Feuerweiher in der Nähe des Osttors mit Wasser gefüllt werden konnte.

Im nordwestlichen Bereich der Stadt häufen sich kirchliche Institutionen. 1325 wird die „Kirche zu Buchhorn zu St. Niklaus“ erstmals erwähnt (spätgotischer Bau 1437 begonnen), an die sich im Süden vorübergehend der Kirchhof anschloß (Neuanlage 1436/39 bezeugt), südlich und nördlich davon lagen die spätmittelalterlichen Kaplaneihäuser sowie die ca. 1260 gegründete „Weiße Sammlung“ (Beginnen). Im Südwesten an der Stadtmauer befand sich das Heilig-Kreuz-Spital (Abb. 2B, 1427 erstmals genannt, aber wohl älter). Nördlich davon steht noch das alte Pfarrhaus (Karlstraße 2), eines der wenigen mittelalterlichen Häuser der Stadt. Die Klöster Hofen, Kreuzlingen,

Löwental, Weißenau, Salem und Weingarten verfügten in Buchhorn über eigene Höfe – Verwaltungs-einheiten, die durch Steuerprivilegien begünstigt wurden. Ihre Lokalisierung im Stadtgebiet von Buchhorn ist ein weiteres Forschungsproblem. In der Regel sind die Pflegehöfe Gebäudekomplexe, die aus Verwaltungs- und Wohnbauten sowie Speichern bestehen. Wir vermuten also größere Areale, die sich möglicherweise auch noch in alten Katasterplänen abzeichnen. Bei größeren Gebäudekomplexen ist auch die Möglichkeit von Adelshöfen nicht auszuschließen, denn wohlhabende ritterbürtige Familien – wie die Mötteli, Muris oder Rieser, um nureinige zu nennen –, lebten ab dem 13. Jahrhundert bis zu ihrem Wegzug nach Ravensburg im 15. Jahrhundert in standesgemäßen Wohnsitzen.

Von den zahlreichen Pflegehöfen in Buchhorn ist nur der Standort des Kreuzlinger Pflegehofes (heutige Karlstraße 23, Schanzstraße 2) sicher. Haus, Hofstatt, Hofraite und die Hofstatt davor waren bis zum Verkauf an das Kloster Kreuzlingen 1383 noch im Besitz des Ravensburger Bürgers Heinrich von Bürst. Die keramischen Funde, die unter den Fundamenten des ehemaligen Kreuzlinger Hofes gemacht wurden, datieren ins 11.–14. Jahrhundert. Parallelen zu dem Dreifußgefäß fanden sich z. B. in Konstanz bei der Grabung Fischmarkt.

Über die Lokalisierung der weiteren Stadthöfe möchte ich die, zusammen mit G. Wieland gemachten Vermutungen wie folgt erläutern. Über den möglichen Standort des Löwentaler Pflegehofes erhalten wir anlässlich einer Pfründestiftung Auskunft. Das nahegelegene Frauenkloster Löwental hatte sicher Besitz in der Stadt, der von einem Pflegehof verwaltet wurde, dessen Sitz nicht eindeutig lokalisiert werden kann. Der Kauf der Hofstatt der ehemaligen St.-Georgs-Pfründe (Gebäude Seestraße 3) durch das Kloster

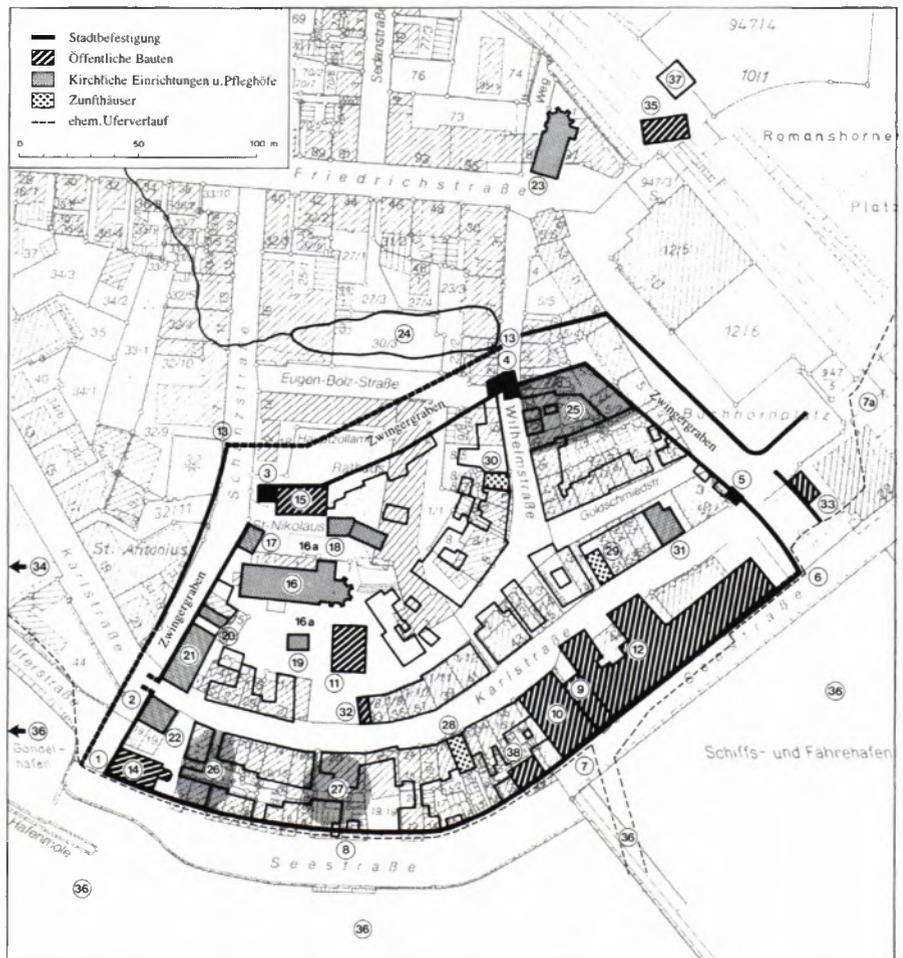
Löwental im Jahre 1584 wäre nur dann sinnvoll, wenn hier bereits das Kloster Grundstücke besessen hätte. Er belegt aber zumindest Besitz des Klosters in Buchhorn zu dieser Zeit. Ob nun das ehemalige Pfründhaus eine Umnutzung zu einem Pflegehof erfuhr, ist ungewiß. 1640 jedenfalls wird die Schwesterngemeinschaft (Weiße Sammlung, Terzianerinnenhaus) in die Dependance des Löwentaler Dominikanerinnenkloster inkorporiert, das Gebäude schließlich 1710 an die Stadt verkauft.

Nicht minder schwierig zu lokalisieren sind die beiden Häuser, die das Kloster Weißenau besaß, die wohl nicht beieinander lagen. Sie werden erstmals 1262 und 1335 erwähnt und befanden sich bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts – mit einer Unterbrechung von zehn Jahren 1654–1664 – durchgehend im Besitz des Klosters Weißenau. Beim Weißenauer Hof muß es sich um ein stattliches Anwesen gehandelt haben, weil ein resignierter Abt standesgemäß unterkommen konnte – so Abt Ulrich Sattler (1533–49), der dort 1553 verstarb. In der Altstadt von Friedrichshafen fällt heute noch im Nordosten eine übergroße Parzelle mit der alten Bezeichnung „Im Hof“ ins Auge, die

auf herrschaftliche, klerikale oder kommunale Nutzung schließen läßt. Aktenstücke, die den Verkauf des Weißenauer Hofes zu Buchhorn im Jahre 1804 betreffen, enthalten ein Gutachten, das den Gesamtwert des Hauses samt Städele (Nebengebäude) und Inventar auf 1720 Gulden schätzt. Es handelt sich wohl um das Gebäude, das sich ab 1809 im Besitz des Küfers und Bierbrauers Xaver Schellhorn befand. Dieses Anwesen wird in der Steuerliste von 1809 (dem Häuser- und Rustikalsteuer-Kataster) mit dem fünf höchsten Wert der gesamten Stadt – einem Schätzbetrag von 1200 Gulden – aufgeführt. Bei einem der Weißenauer Höfe könnte es sich folglich um das stattliche Anwesen beim Obertor handeln.

Ungewiß ist ferner die Lage des Salemer Hofes, erstmals 1323 und 1333 erwähnt, dessen Gebäude zuvor einer Familie Keller in Buchhorn gehörten. Auf die wichtige Rolle, die den Salemer Stadthöfen im Spätmittelalter im Salzhandel in Oberschwaben zukam, zu denen wohl der Buchhorner zählen mochte, machten M. R. Sabrow und O. Volk aufmerksam. Sie hoben die Schlüsselposition des Konstanzer Salmansweiler Hofes in der Lagerung und im Vertrieb des Halle-

■ 11 Buchhorn: Historische Bautopographie des Spätmittelalters und der Neuzeit. Kartengrundlage: Moderner Kataster mit Überlagerung des Primärkatasters von 1824 und Ergänzungen nach den älteren Plänen von 1755, 1811, 1818, 1894 und 1904. 1 SW-Ecke der Stadtmauer. 2 Untertor. 3 Pulver- oder Diebsturm. 4 Obertor. 5 See- oder „Türlitor“. 6 SO-Ecke der Stadtmauer. 7 Gredtor und Landungsbrücke – Winterstäde, 7a Sommerstäde. 8 Waschplatz. 9 Rathaus. 10 Gredhaus (später Rathaus 1811–1828). 11 Kornhaus (neues Rathaus). 12 Salzstadel. 13 „Schwedische Schanz“. 14 Spital zum Heiligen Geist. 15 Schulhaus. 16 Nikolauskirche, 16a Kirchhof. 17 Kaplaneihaus der Heilig-Kreuz-Pfründe. 18 Terzianerinnenhaus – sog. Weiße Sammlung. 19 Kaplaneigebäude der St.-Jakobs-Pfründe. 20 Mesnerhaus. 21 Kreuzlinger Pflegehof. 22 Stadtpfarrhaus St. Nikolaus. 23 Heiligkreuzkapelle. 24 Buchhorner Feuerweiher. 25 Weißenauer Hof, vermutete Lage. 26 Löwentaler Hof, vermutete Lage. 27 Salemer Hof, vermutete Lage. 28 Zunfthaus der Fischer mit städtischer Weinpresse. 29 Zunfthaus der Schmiede. 30 Zunfthaus der Bäcker. 31 städtische Torkel. 32 städtisches Zollhaus am Markt. 33 Bauhütte. 34 Friedhof am See mit Nepomukkirche. 35 Posthaus. 36 Pfählungen (Palisaden?). 37 Gasthaus „Grünes Haus“. 38 städtischer Weinkeller.





■ 12 Blick vom Straßenbereich „im Hof“ (Nordost) auf die Wilhelmstraße (Südwest). Bei dem mit dem Treppenaufgang gezeichneten Haus handelt es sich wahrscheinlich um den in den Aktenstücken von 1804 erwähnten Weißnauer Hof.

ner Salzes bis 1387 hervor. Der Salemer Hof in Buchhorn war wohl nur zu dieser Zeit von Bedeutung, denn ab dem 15. Jahrhundert fehlen die Zeugnisse. Auch für diesen Stadthof käme ein auffälliges größeres Grundstück in Frage. Dies im Uferbereich zu vermuten, scheint – analog zu Konstanz – sinnvoll. Denn nur im Süden konnten die Schiffe mit der Salemer Fracht anlegen. Zudem war es sicher auch im Interesse der Stadt, wenn die Mönche dem Bodensee neues Land abrangen und die Flachwasserzone aufschütteten, weil wir davon ausgehen, daß die ursprüngliche Uferandlinie nördlicher verlief. Entsprechende Gebäude und Flächen kämen dann nur nördlich des alten Waschplatzes in Frage, der möglicherweise ein alter Anlegesteg war (zwischen der heutigen Goldschmiede am See und Hotel

Eger). Die Becherkachelfunde im Bereich der Seestraße 14, Hotel Eger, und Karlstraße 26 weisen zudem auf eine gehobene Hauseinrichtung hin. Die Schenkung des Patriziers Mötteli (1374) an Salem vermuten wir aufgrund der Nennung „bei der Kirche“ östlich der Nikolauskirche. Zu den öffentlichen Gebäuden gehörte das Kornhaus, das im Osten des Marktplatz begrenzte und 1572 neu erbaut wurde. Über den Vorgängerbau wissen wir nichts.

Handel und Hafen – Hafenanlagen

Über den spätmittelalterlichen/neuzeitlichen Hafen (heutiger Hafen/beim Türlitor) wickelte man den Transit- und Speditionshandel in die Schweiz ab. Vor allem Getreide aus

Oberschwaben wurde in die Schweiz verschifft. Auf den spätmittelalterlichen Salzhandel, an dem Buchhorn teilhatte, aber sicher nur eine untergeordnete Rolle spielte, sind wir im Zusammenhang mit dem Salemer Stadthof eingegangen. Wo sich die mittelalterlichen Hafenanlagen fanden, ist ungewiß. Gerne möchte man sie mit den kartierten Palisaden der Flurkarten – entstanden 1894 bzw. zwischen 1898 und 1908 – sowie dem Gemarkungsplan von Gradmann von 1755 in Verbindung bringen. In Frage käme folglich der Bereich vor dem Spital, vor dem alten Waschplatz sowie bei der Winter- und Sommerstraße. Tauchaktionen im Jahr 1980 lokalisierten eine Steinschüttung und mittelalterliche Pfählungen im Bereich des Gondelhafens (Südwestecke). Ob diese Pfählungen Annäherungshindernisse sind – Holzpalisaden oder Pfahlkränze um den Ort –, wie man dies von den Merianansichten etwa von Konstanz, Lindau und Überlingen kennt, oder wie auf der Insel Reichenau, wo sie noch obertägig sichtbar sind, ist ungewiß. Auch könnte es sich bei diesen Pfählungen um Anlegestege, Hafenbrücken, Leuchttürme, Wachtürme oder ähnliches handeln.

Vor der Stadt

Im Westen (heutige Uferpromenade) lag der Seefriedhof (1629–1810) mit der Kapelle St. Johannes von Nepomuk (1722–1812). Zu den wichtigsten Siedlungspunkten außerhalb der Stadt gehört die Heilig-Kreuz-Kapelle (Abb. 2H, heute Friedrichstraße 97; vor 1498 entstanden), an der Gabelung von Kornstraße und Lindauer Straße gelegen. Die Poststation mit dem Gasthof, das „Grüne Haus“, ist erst im 18. Jahrhundert nachzuweisen und lag an der Straße nach Eriskirch. An dieser Straße standen auch die Wolfgangskapelle (1490, Eckenerstraße/Hünistraße) sowie weiter östlich in den Seewiesen in der Nähe der Rotach das Siechenhaus oder Leprosorium (Seewiesenstraße 2).

Denkmalpflegerische Beurteilung der Altstadt

Die Untersuchungen, die zur exemplarischen Erläuterung des „Archäologischen Stadtkatasters“ sich vor allem auf die Reichsstadt Buchhorn beschränkten, ergaben, daß zum bisher Bekanntesten vor allem folgende Berei-

che die Belange der archäologischen Denkmalpflege berühren: Die Bereiche der alten Uferlinie und die seeseitige Auffüllung lassen, analog zu Konstanz, feuchtkonservierte Befunde von besonderem archäologischem Aussagewert vermuten. Ich denke etwa an ältere Befestigungsanlagen, über deren Aussehen, Umfang und Machart wir keine Kenntnisse besitzen, seien es nun Palisaden oder Pfahlkränze als Annäherungshindernisse. Ferner wissen wir nicht, wie den jährlichen Hochwassern – hervorgehoben durch Schneeschmelze und Frühjahrsstürme – begegnet wurde.

Bisher haben wir nur geringe Vorstellungen von mittelalterlichen Wasserfahrzeugen und vom Schifffahrtswesen am Bodensee. Ich denke hier zum Beispiel an Bootsplanken aus Eiche, die eine Zweitverwendung als Latrinwandverkleidung fanden. Ungewisshheit herrscht auch über mittelalterliche Hafenanlagen, zu denen Anlegestege, Hafenbrücken (Schiffsländen), Leuchttürme u. a. gehören.

Durch die Untersuchungen können wir zum ersten Mal ein älteres als bisher aus den Quellen erschließbares Buchhorn belegen. Damit kommt dem Bereich um die Kirche eine besondere denkmalpflegerische Bedeutung zu. Belegt durch die wenigen Scherben, die wir der Arbeit und Aufmerksamkeit von U. Paret verdanken, vermuten wir in diesem Bereich eine Vorgängersiedlung, die sicher bis ins 11. Jahrhundert zurückgeht. Da keine archäologischen Aufschlüsse aus Grabungen vorliegen, ist zudem die Vermutung berechtigt, daß diese Siedlung auch älter sein könnte, haben wir ja bereits fürs 9. Jahrhundert Belege für das westlicher gelegene Hofen. In Frage kommt vor allem der im Norden über die spätmittelalterliche Befestigung hinausgehende Bereich des ehemaligen Schanzgraben und der Stadtmauer, im Süden das Areal bis zur Karlstraße, da wir gerade in diesen Bereichen Aufschlüsse über die Vorgängersiedlung und über die frühe Stadtwerdung von Buchhorn erwarten.

Über die frühen Pflughöfe in Buchhorn und Hofen sind wir nur schlecht unterrichtet. Ihre Überlieferung erfolgt sporadisch, ihre Erstnennung entspricht nicht der Errichtungszeit, Aussehen und Lokalisierung sind ungewiß. Mit den archäologischen Quellen kam man in Konstanz zu detaillierteren und neueren Ergebnissen als bisher. Sollte die von uns vermutete Lokalisierung des Salemer Hofes am Seeufer beim alten Waschplatz zutreffen, so würden wir durch die Aufschichtungen, die in der Regel auch

Gewerbe- und Hausmüll enthalten, über frühe Produktionszweige unterrichtet werden, über die wir bisher wenig Kenntnisse haben.

Denkmalpflegerisches Ziel ist es, die wenigen archäologischen Ressourcen in Friedrichshafen zu schützen. Ihnen kommt insofern ein besonderes Gewicht zu, weil die Archivbestände 1944 vernichtet wurden, die Archäologie also nicht nur die „vorgeschichtlichen“ Bereiche abdecken muß, sondern auch die Zeiten, aus denen man neben archäologischen Quellen auch Schrift- und Bildquellen besitzt.

Herzlich danken möchte ich Frau A. Schwarz und H.-G. Rathke. Mein besonderer Dank gilt G. Wieland, ohne dessen Hilfe diese Untersuchungen nicht hätten zum Abschluß geführt werden können.

Literatur:

- W. Matthey u. A. Schahl, Die Kunstdenkmäler des Kreises Tettang (Stuttgart/Berlin 1937) 63–75.
Königliches Statistisches Landesamt (Hg.), Beschreibung des Oberamts Tettang. 2. Bearbeitung (Stuttgart 1915) 721–768.
M. Messerschmid, 175 Jahre Friedrichshafen (Friedrichshafen 1986).
K. O. Müller, Die oberschwäbischen Reichsstädte. Ihre Entstehung und ältere Verfassung (Stuttgart 1912).
U. Paret, Fundberichte. Aus Friedrichshafen. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 77, 1959, 136–149.
U. Paret, Unpublizierte Miscelle „Buchhorn-Salem“. Stadtarchiv Friedrichshafen 1983.
U. Paret, Handschriftliche Unterlagen. Stadtarchiv Friedrichshafen.
A. Rief, Buchhorner Urkunden und Regesten. Festschrift zu Ehren des 25jährigen Regierungsjubiläum seiner Majestät des König Karl von Württemberg (Friedrichshafen 1889).
W. Ritter, Schloß Friedrichshafen, Das ehemalige Kloster Buchhorn-Hofen (Friedrichshafen 1935).
M. R. Sabrow, Der Stadthof des Zisterzienserklosters Salem in Konstanz von seiner Gründung bis in das 15. Jahrhundert. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 94, 1976, 93–124.
O. Volk, Salzproduktion und Salzhandel mittelalterlicher Zisterzienserklöster (Sigmaringen 1984).
Vorläufige Liste der Kulturdenkmale (Mittelalterarchäologie). Bearbeitet von Alois Schneider, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Stuttgart 1987).
G. Wieland, Buchhorn, Hofen und Friedrichshafen in alten Abbildungen. Bildmappe mit Begleitheft (Friedrichshafen 1988).

G. Wieland, Katholische Pfarreien, Kirchenstellen und Kirchengebäude im heutigen Friedrichshafen. Dokumentation von den Anfängen bis zur Gegenwart. In: Kirchen in Friedrichshafen. Geschichte und Kunst (Friedrichshafen 1988) 231–367.
HStA Stuttgart B 167 Bü 2.
Staatsarchiv Sigmaringen Sternberg-Manderscheidsche Herrschaft Wü 64/9 Bü 134a.
Staatsarchiv Ludwigsburg D 133 Bü 138, 139.

Dr. Andrea Bräuning
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart

Abbildungsnachweis

J. Jeras, Freiburg 72–75;
H. Rosmanitz, Karlsruhe 60–71;
P. Walser, Stuttgart Titelbild;
LDA–Stuttgart 45, 76–88.

Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber/
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth.
Mit Beiträgen von
F. Gropengießer,
B. Kommer, E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl
Die Kunstdenkmäler
des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986
Richard Strobel und
Felicitas Buch
Ortsanalyse

Heft 2, 1989
Ulrich Schnitzer
Schwarzwaldhäuser
von gestern
für die Landwirtschaft
von morgen

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

Stadt Baden-Baden (2.2, 1993)
bearb. v. W. Deiseroth
Stadt Bietigheim-Bissingen (1.8, 1988)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Esslingen a. N. (1.1, 1985)
bearb. v. P. Wichmann
Stadt Herrenberg (1.5, 1986)
bearb. v. H. Reidel/
W. Deiseroth

Stadt Ladenburg (2.1, 1984)
bearb. v. W. Deiseroth
Stadt Leonberg (1.4, 1986)
bearb. v. P. Wichmann/
W. Deiseroth

Stadt Markgröningen (1.7, 1987)
bearb. v. P. Findeisen
Stadt Meersburg (4.2, 1988)
bearb. v. H. Reidel/
W. Deiseroth

Stadt Ravensburg (4.1, 1988)

bearb. v. W. Deiseroth/
J. Breuer

Stadt Rottweil (3.1, 1989)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Schorndorf (1.9, 1989)
bearb. v. E. Geiger

Stadt Schwäbisch Gmünd (1.2, 1985)
bearb. v. J. Breuer

Stadt Schwäbisch Hall (1.3, 1986)
bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Überlingen (4.3, 1994)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Vaihingen a. d. Enz (1.10, 1992)
bearb. v. E. Geiger

Stadt Villingen-Schwenningen (3.2, 1991)
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Waiblingen (1.6, 1987)
bearb. v. E. Geiger

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972
Gunter P. Fehring

Unterreggenbach
Kirchen, Herrnsitz,
Siedlungsbereiche

Band 2, 1974
Antonin Hejna

Das „Schlößle“ zu
Hummertsried.

Ein Burgstall des 13.
bis 17. Jahrhunderts

Band 3, 1972
Teil 1: Gustav Riek

Das Paläolithikum
der Brillenhöhle
bei Blaubeuren
(Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck,
Angela von den Driesch

Die jungpleistozänen
Tierknochenfunde aus
der Brillenhöhle

Band 4, 1973
Hans Klumbach

Der römische
Skulpturenfund von
Hausen an der Zaber
(Kreis Heilbronn)

Band 5, 1973
Dieter Planck

Neue Untersuchungen
zur Geschichte des
römischen Rottweil

Band 6, 1975
Hermann Friedrich Müller

Das alamannische
Gräberfeld
von Hemmingen
(Kreis Ludwigsburg)

Band 7, 1976
Hermann Friedrich Müller

Das alamannische
Gräberfeld
von Hemmingen
(Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977
Jens Lüning, Hartwig Zürn

Band 9, 1978
Christiane Neuffer-Müller

Der alamannische
Adelsbestattungsort
und die Reihengräber-
friedhöfe von
Kirchheim am Ries
(Ostalbkreis)

Band 10, 1978
Joachim Hahn

Die steinzeitliche
Besiedlung des
Eselsburger Tales bei
Heidenheim

Band 11, 1978
Margot Klee

Arae Flaviae III
Der Nordvicus von
Arae Flaviae

Band 12, 1978
Udelgard Körber-Grohne,
Hansjörg Küster

Hochdorf I

Band 13, 1978
Jörg Heiligmann

Der „Alb-Limes“

Der Breisacher Münsterberg

Band 12, 1991
Uwe Gross

Mittelalterliche
Keramik zwischen
Neckarmündung und
Schwäbischer Alb

Band 14, 1993
Eleonore Landgraf
Ornamentierte Boden-
fliesen des Mittelalters
in Süd- und West-
deutschland

Band 15, 1992
Ilse Fingerlin,
Die Grafen von Sulz
und ihr Begräbnis in
Tiengen am Hochrhein

Band 16, 1993
Dorothee Ade-Rademacher,
Reinhard Rademacher
Der Veitsberg bei
Ravensburg

Fundberichte aus
Baden-Württemberg
E. Schweizerbart'sche
Verlagsbuchhandlung
(Nägele & Obermiller,
Stuttgart)

Bd.1, 1974 – Bd.18, 1993

Forschungen und
Berichte zur Vor- und
Frühgeschichte in
Baden-Württemberg

Kommissionsverlag
Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart

Band 1, 1972
Rolf Dehn

Die Urnenfelderkultur
in Nordwürttemberg

Band 2, 1972
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräber-
friedhof von Donzdorf
(Kreis Göppingen)

Band 3, 1972
Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum
der Brillenhöhle
bei Blaubeuren
(Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck,
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen
Tierknochenfunde aus
der Brillenhöhle

Band 5, 1973
Hans Klumbach
Der römische
Skulpturenfund von
Hausen an der Zaber
(Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975
Dieter Planck
Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen
zur Geschichte des
römischen Rottweil

Band 7, 1976
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische
Gräberfeld
von Hemmingen
(Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977
Jens Lüning, Hartwig Zürn

Die Schussenrieder
Siedlung im
„Schlößlefeld“
Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus
dem jungsteinzeit-
lichen Dorf Ehrenstein
(Gemeinde Blaustein,
Alb-Donau-Kreis)
(Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978
Peter Paulsen,
Helga Schach-Dörjes
Das alamannische
Gräberfeld von
Giengen an der Brenz
(Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981
Wolfgang Czysz u. a.
Römische Keramik
aus dem Vicus
Wimpten im Tal

Band 12, 1982
Ursula Koch
Die fränkischen
Gräberfelder von
Bargen und Berghau-
sen in Nordbaden

Band 13, 1982
Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II
Viehhaltung und
Jagd im römischen
Rottweil

Band 14, 1983
U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
Flora und Fauna
im Ostkastell von
Welzheim

Band 15, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische
Adelsbestattungsort
und die Reihengräber-
friedhöfe von
Kirchheim am Ries
(Ostalbkreis)

Band 16, 1983
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithi-
kum der Großen
Grotte bei Blaubeuren
(Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984
Joachim Hahn
Die steinzeitliche
Besiedlung des
Eselsburger Tales bei
Heidenheim

Band 18, 1986
Margot Klee
Arae Flaviae III
Der Nordvicus von
Arae Flaviae

Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne,
Hansjörg Küster

Hochdorf I

Band 20, 1986
Studien zu den
Militärgrenzen Roms III
Vorträge des
13. Internationalen
Limeskongresses,
Aalen 1983

Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische
Friedhof bei
Fridingen an der
Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I

Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felsställe

Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche
Höhensiedlungen
in Südwürttemberg-
Hohenzollern

Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grab-
funde in Württemberg
und Hohenzollern

Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklösterle-
Höhle im Achtal bei
Blaubeuren I

Band 27, 1988
Erwin Keefer
Hochdorf II
Die Schussenrieder
Siedlung

Band 28, 1988
Arae Flaviae IV
Mit Beiträgen von
Margot Klee,
Mostefa Kokabi,
Elisabeth Nuber

Band 29, 1988
Joachim Wahl,
Mostefa Kokabi
Das römische
Gräberfeld von
Stettfeld I

Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988
Der prähistorische
Mensch und
seine Umwelt.
Festschrift für Udelgard
Körber-Grohne

Band 32, 1988
Rüdiger Krause
Grabfunde von Singen
am Hohentwiel I

Band 33, 1989
Rudolf Afkamp
Das südliche
Oberhessental in
frühromischer Zeit

Band 34, 1989
Claus Joachim Kind
Ulm-Eggingen –
bandkeramische
Siedlung
und mittelalterliche
Wüstung

Band 35, 1990
Jörg Heiligmann
Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990
Helmut Schlichtherle
Siedlungsarchäologie
im Alpenvorland I

Band 37, 1990
Siedlungsarchäologie
im Alpenvorland II

Band 38, 1990
Ursula Koch
Das fränkische
Gräberfeld
von Klepsau im
Hohenlohekreis

Band 39, 1991
Sigrid Frey
Bad Wimpfen I

Band 40, 1990
Egon Schallmayer u. a.
Der römische
Weihebezirk von
Osterburken I

Band 41/1, 1992
Siegwart Schiek
Merowingerzeit bei
Oberflacht (Gemeinde
Seitingen-Oberflacht,
Lkr. Tuttlingen)

Band 41/2, 1992
Peter Paulsen
Die Holzrinde aus
dem Gräberfeld bei
Oberflacht und ihre
kulturhistorische
Bedeutung

Band 48, 1993
Matthias Knaut
Die alamannischen
Gräberfelder von Ne-
rseheim und Kösing, Ostalbkreis

Band 52, 1993
Dieter Quast
Die merowingerzeit-
lichen Grabfunde aus
Gültlingen

Atlas archäologischer
Geländedenkmäler
in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag
Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart

Band 1, 1990
Kurt Bittel,
Siegwart Schiek,
Dieter Müller
Die keltischen
Viereckschanzen

Band 2, 1993
Claus Oetfiger,
Dieter Müller
Vor- und frühgeschicht-
liche Befestigungen
Hefte 2–4

Materialhefte zur Vor-
und Frühgeschichte in
Baden-Württemberg

Kommissionsverlag
Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart

H. 5, 1985 – H. 20, 1993

Archäologische Aus-
grabungen in Baden-
Württemberg

Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart

Band 1985 Band 1986
Band 1987 Band 1988
Band 1989 Band 1990
Band 1991 Band 1992

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalerschützer (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestr. 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-27 34

Archäologische Denkmalpflege
Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35-53 00
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 2 05-27 55

Archäologische Denkmalpflege
Marienstraße 10a
79098 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 2 05-27 91

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege
Archäologie des Mittelalters
Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (0 70 71) 9 13-0
Telefax (0 70 71) 9 13-2 01